

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 18.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Vom Baume der Erkenntnis.

Von J. Bader.

(10. Fortsetzung.)

Richard's Gefühle für seine hübsche junge Braut waren nicht so leidenschaftlicher Natur. Eigentlich wußte er selbst kaum, wie er dazu gekommen war, ein ernstes Verlöbniß zu schließen; er, der noch viel zu jung war, um sich zu binden und der diesen Schritt auch schon mehr als einmal heimlich bereut hatte. Nicht etwa, daß er Hedwig nicht lieb gehabt hätte. Sie stand ihm höher als alle Frauen der Welt und er liebte sie so warm wie — nun, wie er überhaupt lieben konnte. Er hatte sich, wie gewöhnlich, von seinem Gefühl hinreißen lassen und hatte für Liebe, leidenschaftliche Liebe gehalten, was doch im Grunde genommen nichts anderes war, als eine verliebte Laune — das Aufblühen einer Leidenschaft, um deren Vorhandensein er selbst nicht gewußt hatte. Nun schien es ihm mitunter, als wäre es doch hübscher gewesen, wenn er seine Ungebundenheit, seine schöne, sorglose Freiheit noch auf Jahre hinaus hätte genießen können und nicht, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, schon Pflichten auf sich genommen hätte, die zu erfüllen ihm oftmals recht schwer wurden. Er war ein fröhlicher, heißblütiger Gesell' von überprudelnder Lebenslust und dachte noch lange nicht daran, sein Gesicht in ernste Falten zu legen und ein Philister zu werden. Früher hatte er in sorglosem Leichtsinne hingegenommen, was ihm das Leben Schönes und Angenehmes in den Weg führte und sich weiter keine Gedanken darüber gemacht, wenn sein flüchtiger Sinn und seine wechselnde Laune ihm allerlei Verlegenheiten schufen, die er mit übermütigem Lachen von sich abstreifte, ohne ihrer je wieder zu gedenken. Jetzt brauchte er nur in einem fröhlichen Augenblicke einen dummen Streich zu machen, einem hübschen Mädchen verstoßen einen Kuß zu rauben oder im Verkehr mit lustigen Brüdern einer tollen Laune nachzuhängen, um sich nach wenigen Minuten schon mit unverhohlenem Aerger eingestehen zu müssen, daß er nicht mehr das Recht habe, nur dem Augenblicke zu leben und sich ohne Widerstreit seinen Launen hinzugeben. In solchen Augenblicken empfand er sein Verlöbniß als eine drückende Fessel, die ihm die Freiheit der Bewegung raubte und ihm den fröhlichen Lebensgenuß verkümmerte. Dann wieder fühlte er sich Stunden und Tage lang sehr glücklich im Besitz seiner kleinen Braut. Und mit dem glücklichen Leichtsinne, der ihm eigen war, vergaß er gänzlich,

wie anders er noch kurz zuvor über sein Verlöbniß gedacht hatte, und überließ sich mit aller Heißblütigkeit seines Temperaments dem Zauber des Augenblicks und seinen eigenen Empfindungen. Dann strömte er über das glückliche Mädchen eine Fülle von Liebe und Zärtlichkeit aus, die etwas Verzauberndes hatte und die beiden Liebenden auch in eine traumhafte Verzauberung wiegte; bis ein Zufall den Zauber störte und den Unbeständigen wieder in die alten Zweifel und den früheren Mißmut zurückschleuderte.

Hedwig wußte sich diesen Wechsel in Richard's Stimmungen nicht zu erklären. So scharfblickend sie auch sonst war, den Grund seiner häufigen Verstimmung erriet sie nicht. Und da er mitten im Assessorenexamen stand und zu Zeiten sehr beschäftigt und in Anspruch genommen war, hielt sie seine wechselnde Laune seiner Aufregung zugute und suchte ihn aufzuheitern und zu zerstreuen, so viel an ihr lag.

Nun lag das Examen längst hinter ihm. Er hatte sich nach glücklich bestandener Prüfung in einen Strudel von Vergnügungen gestürzt, um sich von der Langeweile und Ueberreizung der letzten Monate zu zerstreuen, wie er sagte. Zu seinem Unglück war er in einen Kreis von Freunden hineingeraten, die ihn in seinen Extravaganzen noch bestärkten und ihn immer tiefer in den Strudel des großstädtischen Lebens hineinrissen.

Hedwig wußte nichts Genaueres über die Lebensweise ihres Verlobten. Wer hätte ihr davon sprechen sollen? Als aber Tage und Wochen vergingen und Richard sich nur selten und auch dann meist flüchtig bei ihr sehen ließ und seine Abwesenheit und sein verändertes Benehmen ihr gegenüber mit allerlei leeren Vorwänden zu entschuldigen suchte; als sie, die ihn mit den Augen der Liebe beobachtete, gewahr wurde, wie unruhig und überreizt er mitunter war, wie bleich und verlebt sein sonst so frisches, übermütiges Gesicht aussah: schien ihr eine Ahnung zu kommen, wie es um ihn stehe.

Sie machte ihm keine Vorwürfe; sie versuchte es auch nicht, ihn auszuforschen. Wozu auch? Ohne daß er ein Wort gesagt hätte, wußte sie, was vorgefallen war. Sie sprach zu niemandem davon, obschon sie ungestüm zu wissen verlangte, ob sie auch recht gesehen und der Verdacht, der sich ihr in einsamen Stunden



aufdrängte und nicht weichen wollte, wie sehr sie sich auch dagegen sträubte, begründet war. Es wurde ihr sehr schwer zu glauben, daß alles zu Ende sei und daß das Glück, welches sie bereits ihr eigen geglaubt und an ihr liebevollendes Herz gedrückt hatte, als könne es ihr nie wieder verloren gehen, vorübergezogen sein sollte wie ein flüchtiger Traum, der mit einer so schrillen, grausamen Dissonanz enden wollte. Eine große Unruhe bemächtigte sich ihrer. Sie hätte Gewißheit haben mögen und schrak doch ängstlich davor zurück, durch ein Wort, einen Blick herauszufordern, was sie am liebsten vor sich selbst geheim gehalten hätte.

Die anderen erfuhren nichts von den Gedanken, die sie ruhelos umhertrieben. Burghardt hatte den Freund in der letzten Zeit nur flüchtig gesehen. Er schien auch ihn zu meiden. Doch erfuhr er aus den Andeutungen Dritter von der Lebensweise seines jungen Freundes mehr, als zu hören ihm lieb war. Wiederholt hatte er versucht, Richard zu sprechen, ihm in das Gewissen zu reden — Richard war ihm mit knabenhaftem Trotz ausgewichen und ließ sich nun schon seit Wochen gar nicht mehr bei dem älteren Freunde sehen.

So war der Sommer hereingebrochen. Am Spätnachmittage eines schönen Julitages — die Luft war ungemein mild und weich und auf den Straßen herrschte ein so munteres Leben, daß man sich fast versucht fühlte, die fieberhafte Aufregung, welche laut Zeitungsberichten alle Kreise der Gesellschaft ergriffen haben sollte, für eine müßige Erfindung sensationsbedürftiger Reporter zu halten — hatte Hedwig ihr Tagewerk früher beendet, als dies sonst zu geschehen pflegte. Sie hatte seit vielen Wochen die Tante nicht aufgesucht, welche nach dem Tode des Bruders zu einer entfernten Verwandten gezogen war und noch immer mit großer Liebe an den Kindern hing, die unter ihren Augen herangewachsen waren. Die alte Dame war viel zu gutherzig und anspruchlos, um von ihren Pfleglingen eine Anerkennung ihrer Treue und Anhänglichkeit zu verlangen. Sie war nicht gewohnt, ihre Tätigkeit hoch anzuschlagen, und fühlte sich für alles, was sie an den mütterlosen Kindern getan hatte, hinreichend belohnt durch das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung. Aber gerade weil die gute Seele von ihrer Herzengüte und Opferwilligkeit so wenig Aufhebens machte, drängte es Hedwig, ihr ihre Liebe und Dankbarkeit zu beweisen, obgleich es ihr in ihrer jezigen trüben Stimmung nicht leicht wurde, einen Menschen aufzusuchen. Am liebsten hätte sie allen Verkehr mit der Welt abgebrochen und sich einzig und allein mit ihren Gedanken beschäftigt, die zwischen Furcht und Hoffnung unablässig hin und her schwankten.

Sie hatte den Weg zu der Wohnung der Tante in aller Eile zurückgelegt, ohne weiter auf ihre Umgebung zu achten. Sie gedachte ihren Besuch so viel als möglich abzukürzen, um inbälde in ihr einsames Stübchen zurückzukehren, wo sie nicht zu lächeln und eine Ruhe und Heiterkeit zu heucheln brauchte, die ihr fremd war. Wenn sie erst wieder in ihrem Stübchen saß, brauchte sie auch die Hoffnung nicht aufzugeben, Richard heut noch zu sehen, seinen stürmischen Schritt die Treppe hinan kommen zu hören und durch einen Blick in seine Augen sich zu überzeugen, daß sie sich und ihm Unrecht tue mit dem Verdacht, der sich ihr immer unabweislicher aufdrängte. So, während sie eilig durch die Straßen schritt und sich immer weiter von ihrer Wohnung entfernte, mußte sie fürchten, daß inzwischen Richard bei ihr gewesen, und da er sie nicht zuhause gefunden, davon gegangen sein würde auf wer weiß wie lange Zeit.

Wenn er gewußt hätte, wie sehr sie sich nach ihm sehnte, wie ungestüm sie danach verlangte, seinen braunen Lockenkopf wieder einmal zwischen ihre Hände zu nehmen und ihre zudenden Lippen auf seine lieben, fröhlichen Augen zu drücken und seinen Mund, über welchen sich der dunkle Schnurrebart so keck kräuselte — wie sie es früher getan, in jenen glücklichen Stunden, die nie und nimmer vergessen konnte, wer sie einmal durchlebt hatte! Sie hatte den Weg zurückgelegt und stieg die Treppe hinan, die zu der Wohnung der Tante führte. Im selben Augenblick kam eine junge Dame den zweiten Treppenabsatz herab, eine

schlanke und zugleich üppige Gestalt in eleganter, von raffiniertem Geschmack zeugender Sommerkleidung. Sie hatte ein hübsches, pikantes Gesicht mit lebhaften Augen und schmolle aufgeworfenen Lippen, deren verführerischer Reiz sicherlich nicht vermindert wurde durch den leichten Schatten über der etwas kurzen Oberlippe. Sie hatte den Kopf zurückgeworfen und rief mit heller Stimme einem Herrn, den Hedwig nicht sehen konnte, da er hinter der jungen Dame herging, ein paar Worte zu, einen übermütigen Scherz. Dabei sah sie mit herausfordernder Kofetterie zu ihm auf, der ihr elegantes, spizenbesetztes Sonnenschirmchen in Händen hielt und ließ es lachend geschehen, als er ihren Kopf mit beiden Händen rückwärts neigte und einen flüchtigen Kuß auf ihre roten Lippen drückte.

Die beiden hatten keine Ahnung davon, daß sie nicht allein waren. Nun wurde die junge Dame auf Hedwig aufmerksam und lachte laut auf. Es war ihr augenscheinlich nicht viel daran gelegen, ihr Liebesglück geheim zu halten. Sie warf Hedwig einen flüchtigen Blick zu, halb neugierig, halb überlegen; dann flog sie an ihr vorüber, die Treppe hinab, während sie mit schmollender Stimme ihren Begleiter wegen seiner Langsamkeit ausschalt.

Hedwig mußte lächeln. Der kleine Zwischenfall belustigte sie sehr. Es reizte sie, die beiden zu sehen, welche sie zu so ungelegener Zeit gestört hatte. Dann wurde sie bleich wie der Tod und wäre amgesunken, wenn nicht Richard sie in seinen Armen aufgefangen hätte. Sie machte sich schauernd von ihm los, der vor ihr stehen geblieben war und in tödlicher Verlegenheit auf sie niedersah. Kein Wort kam über ihre Lippen. Sie sah vor sich nieder, stumm und regungslos; wie betäubt von der Gewißheit, die ihr nun plötzlich geworden war. Nun war ihr ja zuteil geworden, wonach sie so lange verlangt hatte.

Die junge Dame war inzwischen an der Haustür angelangt und sah sich verwundert nach ihrem Begleiter um. Ihre helle Stimme klang in Hedwigs Ohren. Sie fuhr sich mit der Hand nach dem Herzen. Ihr war, als empfinde sie einen körperlichen Schmerz beim Klang dieser Stimme. Als sie dann langsam die Augen aufschlug, mit einem tiefen Seufzer, der sich unwillkürlich ihrer Brust entrang, war sie allein.

Sie mußte sich erst besinnen, was sie eigentlich hierher geführt. Dann verließ sie das Haus mit schwankenden Schritten. Was sollte sie noch hier? Ihr war zu Mute wie einem abgetriebenen Geiste, der unter den Menschen umherwandelt, ohne ihr Leid und ihre Freude zu teilen, so traumhaft ruhig, so still und schmerzlos. Sie ging den Weg zurück, den sie gekommen war. Sie suchte die dunkelsten Stellen auf und ließ in halber Bewußtlosigkeit die menschlichen Stimmen und das Geräusch der Straßen vorüberbrausen an ihrem Ohr. Mit stiller Verwunderung sah sie den Vorübergehenden in das Gesicht und lächelte, ohne zu wissen warum — sie kam sich wie durch eine unübersteigliche Scheidewand von ihnen getrennt vor. Manch einer sah sie gleichfalls verwundert an und drehte sich wiederholt nach ihr um, wie sie so allein und langsam dahinschritt. Sie achtete dessen nicht. Sie konnte sich kaum aufrecht halten. Ihr war, als stünde sie am Rande des Grabes oder am Vorabende einer schweren Krankheit. Die Aufregung der letzten Wochen zitterte in ihren Gliedern nach — die heimliche Angst, welche sie so lange verzehrt, die schlaflosen Nächte, die sie verbracht hatte. Die krankhafte Ueberreizung ihrer Sinne hatte einem dumpfen Wohlgefühl platz gemacht, einer Mattigkeit und Schläftheit, die sie einschläferten. Sie dachte an nichts, sie fühlte nichts — es schien ihr wie ein Traum, daß sie in der Stumpfheit und Gefühllosigkeit, die sich über ihren Geist gelagert hatte, unter lauter fremden Menschen dahinging, von denen keiner wußte, wie ihr zu Mute war. Ihr war, als könne jetzt die Welt untergehen, der Himmel herniederstürzen und alles unter seinen Trümmern begraben, ohne daß sie dadurch aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden wäre.

„Guten Abend, Hedwig,“ klang Burghardts Stimme neben ihr. „Woher so spät? Er freut mich, daß ich Sie treffe — ich



bin auf dem Wege zu Ihnen. Was ist Ihnen, Kind," unterbrach er sich. „Wie sehen Sie aus? Ist etwas vorgefallen?"

Sie sah ihn ruhig an. „Nein," sagte sie, und merkte gar nicht, wie fremd und hart ihre Stimme klang.

Er drang nicht weiter in sie und nahm ihrem Arm in den seinen.

„Sie müssen mit mir kommen, Hedwig. Lisbeth wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Sie haben sich lange nicht bei uns sehen lassen. Unterwegs spreche ich Ihnen auch von einer Bitte, die ich an Sie habe."

Sie entzog ihm ihren Arm.

„Heute nicht," fiel sie ihm in die Rede. „Ein andermal — morgen, übermorgen, wann Sie wollen. — Ich bin so müde."

„Dann begleite ich Sie, Hedwig. Wollen Sie mir wirklich nicht sagen, was Ihnen widerfahren ist?"

Sie schüttelte stumm den Kopf und versuchte zu lächeln.

„Ich weiß, was Ihnen fehlt, Kind," fuhr Burghardt nach wenigen Augenblicken fort und nahm ihre Hand in die seine. „Und ich nehme das Vorrecht eines alten Freundes Ihnen gegenüber in Anspruch, obschon wir einander erst seit kurzem kennen. Sie glauben es mir, daß ich Ihr Freund bin, nicht wahr? Schon um meiner Frau willen, die Sie mehr liebt, als ihre eigene Schwester. Und dann, weil Sie Richards Braut sind und ich den Jungen trotz seiner Unarten sehr lieb habe."

Er hielt inne. Sie hatte beide Hände um seinen Arm geschlungen und sah stehend zu ihm auf.

„Um der Barmherzigkeit willen, hören Sie auf, Burghardt," flüsterte sie kaum hörbar, mühsam nach Atem ringend.

Er nahm ihre beiden Händen in die seinen und sah ihr mitleidig in die Augen.

„Steht es so mit Ihnen, Kind!" sagte er erschüttert. — Dann gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander hin.

„Ich habe kaum den Mut, heut mit meiner Bitte vor Sie zu treten," fing er dann an. „Wenn ich aber bedenke, daß auch Ihnen damit ein Gefallen geschieht, daß es Ihnen, aller Wahrscheinlichkeit nach, gut tun würde, wenn Sie fort könnten von hier, eine zeitlang unter fremden Menschen lebten, in neuen Verhältnissen, die Sie nicht täglich und stündlich an die Vergangenheit erinnerten —"

„Was sagten Sie, Burghardt," fuhr sie auf und strich mit der Hand über ihre Stirn, als wolle sie die Gedanken verschrecken, die hinter ihrer bleichen Stirn rastlos arbeiteten. — „Seien Sie mir nicht böse — ich habe kein Wort verstanden von allem, was Sie sagten — mir ist der Kopf so wüth." —

Er sah teilnehmend auf sie nieder und wiederholte seine Worte. Sie sah ihn mit einem herzerreißenden Blicke an.

„Fort von hier," sagte sie abgebrochen. „Sie haben Recht. Aber wohin soll ich gehen — ich, die ich in der weiten Welt niemanden habe, der meiner bedarf."

„Ich bedarf Ihrer, Hedwig, ich und meine Frau. Sie wissen am besten, wie Lisbeth unter den trüben Vorstellungen leidet, denen sie von Tag zu Tag widerstandslos verfällt. Sie sollen mit ihr fort, nach einem ruhigen Badeort, der ihre Nerven kräftigen und neue Eindrücke auf sie wirken lassen soll. Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, Kind, wenn Sie meine Frau begleiten. Ich wüßte niemanden, dem ich sie lieber anvertraute als Ihnen. Lisbeth liebt Sie und vertraut Ihnen unbedingt. Ich selbst, ich kann Berlin augenblicklich nicht auf längere Zeit verlassen. Ich würde Sie hinbegleiten und Sie dort besuchen, so oft es meine Zeit erlaubt. Aber ich könnte mich nicht entschließen, meine Frau allein reisen zu lassen und müßte, wenn Sie sich weigern, den Plan aufgeben, von dessen Ausführung ich mir viel verspreche." —

Sie sah stumm vor sich nieder.

„Bestimmen Sie über mich, Burghardt," sagte sie dann entschlossen. „Nur eine Bitte habe ich — wenn es Ihnen möglich ist, lassen Sie uns gleich fahren, morgen schon. Ich bin jeden Augenblick bereit. Wenn Sie wüßten, wie ich mich von hier fortsehe! — Ach, Burghardt, was habe ich ihm getan, daß er mir so das Herz brechen mußte!"

## XII.

Zu der Nacht war das Wetter umgeschlagen. Ein feiner Regen rieselte hernieder und schlug melancholisch gegen die grauen Steinfliesen. Die Bäume und Sträucher ließen müßig die Köpfe hängen. Müßig und gelangweilt sahen die Menschen drein, denen mit dem Sonnenschein auch aller Lebensmut und Frohsinn abhanden gekommen schien und grau und einformig, von keinem Sonnenblick erhellt, wölbte sich der Himmel über der alt und grämlich aussehenden Erde.

Richard hatte nach einer durchwachten Nacht in später Morgenstunde erst seine Wohnung aufgesucht und lag nun auf dem Sopha in einer elenden Gemüthsverfassung, die mit dem grauen, unfreundlichen Wetter vortrefflich harmonirte. Er hatte sich, nachdem er Hedwig verlassen und seine Begleiterin, der seine Aufregung nicht entgangen war, aufgesucht hatte, vergebens bemüht, seiner Bewegung Herr zu werden. Immer wieder sah er das bleiche, schmerzlich verzogene Gesicht seiner Braut vor sich, wie es kaum für die Dauer eines Augenblicks an seinem Herzen gelegen hatte, und war so zerstreut und teilnahmslos, daß seine Begleiterin ihn wiederholt in sehr gereiztem Tone darauf aufmerksam machte. Er antwortete nur mechanisch auf ihre zahlreichen Fragen und gab mitunter so verkehrte Antworten, daß die junge Dame an seiner Seite sich fast versucht fühlte, an seiner Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln. Dann hatte er sich in eine überreizte Heiterkeit hineingearbeitet und es vorgezogen, die Nacht außer dem Hause zuzubringen, um nicht gezwungen zu sein, den Gedanken nachzuhängen, die ihm inmitten der geräuschvollen Luft, mit welcher er sich zu betäuben geglaubt hatte, genug zu schaffen machten. Nun war seine Seele bis zum Rande angefüllt mit Zorn und Widerwillen gegen sich selbst. Er kam sich so verächtlich vor, so unwert jeder tieferen Empfindung, unwert jedes edleren Gefühls, daß er mit der ganzen Heißblütigkeit und Ueberschwänglichkeit seiner Natur allen Ernstes sein Leben bereits verloren gab und sich am liebsten eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, um den peinigenden Gedanken zu entfliehen, die ihn unaufhörlich folterten. Dann wieder zürnte er Hedwig, die ein unglücklicher Zufall ihm gestern in den Weg geführt und die durch ihr Dazwischentreten alles Unheil angerichtet hatte und grölkte seinen Freunden und dem großstädtischen Leben, das ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in seinen Strudel hineingerissen hatte. Und zum Schlusse wieder zürnte er sich selbst, der nicht die Kraft und Festigkeit gehabt hatte, der Versuchung zu widerstehen und in dem Widerstreit der Wünsche und Neigungen seine Seele rein zu bewahren. Dazwischen erkannte er zu seiner tiefen Beschämung immer klarer und deutlicher, daß er trotz seines Wankelmuths und seiner Unbeständigkeit im Grunde seines Herzens Hedwig lieber hatte als je und mit Freuden jede Demüthigung auf sich nehmen würde, wenn er dadurch ihre Verzeihung gewinnen könnte. Er wollte ihr beichten, wie alles gekommen war; wie er, der Schwache, Haltlose, den Einschlüsterungen seiner Freunde, ihrem Spotte und ihren Redereien nachgegeben und darüber sein besseres Selbst verloren hatte. Es würde ihm sehr schwer fallen, seine eigene Schwäche einzugestehen; dem Mädchen, das er liebte, offen zu bekennen, welch' weichen, biegsamen Charakter er besaß, wie sehr er der Hilfe, der Mitwirkung anderer bedürftig war, um den Lockungen der Welt widerstehen zu können. Aber wenn er durch das reumüthige Bekenntnis seines Unrechts ihre Verzeihung wieder erlangen könnte; wenn sie ihm glauben würde, daß er nicht schlecht war, daß nur sein Hang zu frühlichem Lebensgenuß ihn so weit geführt und daß er den festen Willen habe, ihr zu beweisen, wie sehr er sie liebe und nur glücklich werden könne an ihrer Seite — dann konnte noch alles gut werden. Er wollte zu ihr eilen, um ihr das zu sagen. Es drängte ihn, ihre Knie zu umfassen und in ihren Augen zu lesen, daß sie ihm verziehen habe und nicht unglücklich sei um seinetwillen. Dann, wenn er ihre Verzeihung erlangt hatte, wollte er sein Bündel schnüren und in jenem Winkel des westlichen Deutschlands, wo ihm schon vor Wochen der Posten eines



Kreisrichters angeboten worden, sein Heim aufschlagen. Er hatte das Anerbieten damals zurückgewiesen — er wollte Berlin nicht verlassen, das eine verhängnisvolle Anziehungskraft auf ihn ausübte. Nun war es ihm gleich, wohin ihn das Schicksal verschlug. Wenn nur Hedwig an seiner Seite war, fühlte er in sich die Kraft, überall glücklich zu sein und auch seine Frau, seine liebe, kleine Frau, die viel besser und klüger war als er und ihn mehr liebte, als er es verdiente, glücklich zu machen.

Während er so mit aller Lebhaftigkeit seines Geistes den Mißmut abzuschütteln strebte, mit welchem das Bewußtsein seines Unrechts ihn erfüllte, hatte er sich in aller Eile umgekleidet und den Weg nach Hedwigs Wohnung zurückgelegt. Nun stand er vor ihrer Zimmertür und wurde immer ungeduldiger und aufgeregter, als dieselbe trotz wiederholten Klopfens nicht geöffnet wurde und auch seine gewaltsamen Anstrengungen, die Tür zu öffnen, keinen Erfolg hatten. Er wußte nicht, was er davon denken sollte, umso mehr, da alles ruhig blieb und keine menschliche Seele sich blicken ließ. Und schon war er auf dem besten Wege, das ganze Haus in Alarm zu setzen, als die Wirtin, eine große, kräftig gebaute Gestalt mit groben aber gutmütigen Zügen, die Treppe hinauftam. Sie hatte Richard kaum erkannt, als sie auf ihn zutram und ihn nach seinem Begehre fragte. Als sie dann gehört hatte, daß er Hedwig zu sprechen verlange, sah sie ihn befremdet an und konnte sich mit Mühe nur von ihrem Erstaunen erholen. Ob er denn nicht wisse, daß das Fräulein abgereist sei, heut in aller Frühe. Sie habe nicht gesagt, wohin sie reise, auch nicht, wann sie zurückkehren werde. Ihre Sachen seien einstweilen zurückgeblieben. Herr Doktor Burghardt werde alles in einigen Tagen ordnen, da es ihr selbst an der erforderlichen Zeit gefehlt habe. Wenn der Herr Assessor einen Augenblick eintreten wolle, vielleicht, daß das Fräulein einen Brief oder sonst eine Botschaft für ihn zurückgelassen habe.

Richard ließ sich das Zimmer öffnen und trat hinein. Es war dem kleinen Raum auf den ersten Blick anzusehen, wie sehr seine Bewohnerin sich beeilt hatte, ihn zu verlassen. Kaum daß sie sich die Zeit genommen hatte, ihren übereilten Aufbruch vor den Augen der Wirtin zu verbergen. Auf dem Tischchen am Fenster standen ein paar schlanke Terrafottavasen mit halbfertigen Malereien. Daneben Pinsel und Palette, als habe es in der Absicht des Mädchens gelegen, die Arbeit wieder aufzunehmen, ehe ein unvorhergesehener Zwischenfall ihren Willen durchkreuzt hatte. Sie mochte während der Nacht ihren Koffer gepackt oder die Stunden mit wachen Träumen ausgefüllt haben — ihr Bett war unberührt; die schwellenden Kissen verrieten nicht durch den leisesten Druck, daß ihr dunkles Köpfchen darinnen geruht hatte. Auf dem Tischchen am Fenster, neben einer der Vasen, lag ein Brief, an ihn adressirt. Er nahm das kleine Koubert ungestört auf und küßte die feinen Schriftzüge, mit welchen sein Name darauf verzeichnet stand. Dann brach er das Siegel. Ein einfacher Goldreif, derselbe, den er ihr vor wenigen Monaten gegeben hatte, und den sie seitdem niemals abgelegt, rollte ihm daraus entgegen. Dann las er die wenigen Zeilen, die sie ihm geschrieben hatte, wieder und immer wieder und konnte es trotzdem nicht glauben, daß die Buchstaben, die ihm vor den Augen einhertanzten und den Aufgeregten zu verhöhnern schienen, sich zu so grausamen Worten zusammensfügten, die alles umstürzten, woran er noch vor wenigen Augenblicken geglaubt und gehofft hatte.

„Ich mache dir keinen Vorwurf, Richard,“ hatte sie geschrieben, und die Schriftzüge waren ungleich und schwankend, als habe die Hand gezittert, welche diese Worte niederschrieb. „Wir haben uns beide in einander geirrt. Nur hättest du mir den größten Schmerz ersparen können, wenn du wahr gewesen wärest gegen mich. Wenn du zu mir gekommen wärest und mir gesagt hättest — Sieh, ich habe dich zu lieben geglaubt und habe nun erkannt, daß ich mich getäuscht habe über mein eigenes Herz; was ich für Liebe gehalten habe, war nur eine flüchtige Laune gewesen — es hätte mir sehr weh getan, aber ich hätte

dich in alle Ewigkeit achten und lieben können und hätte deiner gedacht, ohne daß die Erinnerung an dich einen Stachel zurückgelassen hätte in meinem Herzen. Wie es nun gekommen ist — ich werde auch dies überwinden und nicht daran verbluten. Nur um eins bitte ich dich — versuche es nicht, mich wiederzusehen. Ich weiß, du bist weich und gut und wirfst in deiner Furcht, mir wehe getan zu haben, eine zeitlang vielleicht selbst glauben, daß du mich doch wohl lieber hast, als du dir träumen ließeest. Es ist nicht wahr — du liebst mich nicht, und ich kann mich nicht begnügen mit einem halben Herzen. Es ist mein Unglück von altersher, daß ich, was ich liebe, auch besitzen will, allein und ausschließlich, ohne fürchten zu müssen, es mit anderen zu teilen. Und darum ist es besser so, wie es gekommen ist.“ —

Der Brief war ihm aus Händen geglitten. Er beugte sich nieder, um ihn aufzunehmen. Dabei fiel sein Blick auf den Goldreif, der durch einen Spalt in das Schubfach geglitten war und nun daraus hervorschimmerte. Er zog das Schubfach auf und steckte den Ring zu sich. Dann konnte er der Versuchung nicht widerstehen, in den Papieren zu wühlen, die in dem Fache zerstreut lagen. Vielleicht daß auf einem dieser Blätter, welche zumteil mit der kleinen, zierlichen Handschrift bedeckt waren, die er nur zu gut kannte, eine Andeutung zu lesen war, die ihm zum Fingerzeig dienen konnte, ihren Aufenthalt ausfindig zu machen. Denn, daß er Hedwig wiedersehen mußte und nicht ruhen wollte, bis sie ihm verziehen hatte und wieder die Seine geworden war, gelobte er sich imstillen feierlichst. Ungeduldig durchmusterte er die Papiere. Seine Augen überflogen die Zeilen und fanden nicht, was er ängstlich suchte. An einem der Blätter blieb sein Blick haften; er las es wieder und immer wieder und konnte sich nicht davon losreißen. Ein paar Verse standen darauf — sie hatte sie vor längerer Zeit einmal flüchtig hingeworfen, um ihre Seele von den übermächtigen Empfindungen des Augenblicks zu befreien — ein kleines Stimmungsbild, dessen poetischer Wert nur gering war und dessen größter Reiz in der Treue und Anschaulichkeit bestand, mit welchen es die resignirte und bei aller Resignation ungemein stolze und trozige Stimmung des ernsthaften jungen Wesens wiederpiegelte.

Was strebst du ungeduldig ins Weite?

Ein rastloses Sehnen schwellt dir die Brust.

Gleich dem ewigen Juden treibst dich von dannen —

Kann denn nichts dich erfüllen mit bleibender Lust?

Das ist ein ewiges Rennen und Jagen,

Du kennst nicht Ruhe, du kennst nicht Raft.

In deinem Innern wogt es und wallt es

In überquellender stürmischer Haft.

Im Sturm willst du das Glück erkämpfen,

Das in blendender Klarheit so nah du erblickst?

Ein Trugbild ist's — es höhnt dich verschwindend

Und du bleibst was du warst — der Narr des Glücks.

Glück ist auf Erden nimmer zu haben —

Vern es bei Zeiten: Beschränkung ist Glück.

Du hast es erfahren. Dir trübt nur die Hoffnung

Auf schönere Zeiten den klaren Blick.

Nein, nein, und sprichst du mit Engelzungen —

Ich glaubte dir nicht: Ist die Welt nicht schön?

Ist denn Liebe nicht Glück? Und kann die Liebe,

Die alles durchbringt, je untergehn?

Wo weist denn die Liebe! Hier auf Erden,

Da gibst überall nur Haß und Reid.

Du suchst sie vergebens. Hier tummelt sich alles

Im Kampfe ums Dasein in endlosem Streit.

Und wäre wirklich kein Glück auf Erden,

Nur weise Beschränkung gäb' Frieden und Ruh —

So laß mich rastlos ringen und streben

Mit all' meiner Kraft dem Ende zu.

Was soll mir ein Leben voll nichtiger Sorgen,

Erbärmlich und schal, ohne Lieb', ohne Glück?

Laß Betäubung, Vergessen mich suchen im Kampfe,

Bis ich lehre ins süße Nichts zurück. —





Galerie schöner Frauentöpfe: Silberhäubchen.



# Ein Meerwunder.

Von J. Stern.

Die bunte Mannichfaltigkeit, die wir an den zahlreichen Gebilden der Landtiere bewundern, wird weit übertroffen von der Formenfülle der pelagischen Fauna, d. h. der Tierwelt der Gewässer, besonders der Seen und Meere. Während die schaffende Natur die Landtiere fast durchweg nach einer gemeinsamen Grundform bildete, gefiel sie sich bei der Gestaltung der Bevölkerung des feuchten Elements in den verschiedenartigsten Typen, und ließ mitunter, wie es scheint, ihrem Humor den Zügel schießen, indem sie allerlei abenteuerliche, drollige Figuren formte, dergleichen das Erstaunen der Besucher größerer Aquarien hervorgerufen.

Zu den absonderlichsten Gebilden der Seetiere gehört unstreitig der Tintenfisch (*sepia*), dessen Gestalt jedoch mit der eines Fisches fast nichts gemein hat. Derselbe repräsentirt vielmehr die Klasse der Weichtiere (*mollusca*), und die Ordnung, welcher er angehört, ist die der Kopffüßler (*cephalopoda*). Dieser Name ist bezeichnend für die sonderbare Gestalt des Tieres. Der Körper desselben gliedert sich nämlich in zwei sehr scharf von einander abgesetzte Teile, in einen ansehnlichen Kopf und einen Rumpf, welcher von einem glockenförmigen, stark gewölbten Mantel umgeben wird. Dem Kopfe sind oben acht längliche fleischige Anhänge angewachsen, welche als Greif- und Bewegungsorgane gebraucht werden und daher sowohl als Arme wie als Füße bezeichnet werden können, gewöhnlich aber Fangarme genannt werden. Das Spiel dieser Arme gleicht bei den größeren Arten den Windungen eines Hausens miteinander verflochtener Schlangen, so daß sich der Kopf wie das schlangenhaarige Gorgonenhaupt ausnimmt. Die ganze Gestalt des Tieres ist ungefähr die einer Flasche mit kurzem Halse, an deren Mündung die Fangarme stehen. Dieselben sind von sehr fester muskulöser Beschaffenheit, dehnbar und sehr beweglich. Jeder Arm trägt an der innern Fläche eine große Zahl reihenförmig angeordneter Saugnapfe, wodurch ihr Zweck, die Beute festzuhalten oder bei den Kriechbewegungen zur Dirigierung des Körpers zu dienen, in ausgezeichnete Weise erfüllt wird. Denn vermittelt des Saugnapfs entsteht ein Raum mit verdünnter Luft, der den Napf fest haften macht, und zwar in solchem Grade, daß das Tier, wenn es einen seiner Fangarme an einen Gegenstand angelegt hat, sich diesen durch keine Gewalt entreißen und eher den ganzen Arm als den ergriffenen Gegenstand fahren läßt. Wehe dem Krebs oder einer andern Beute des Kopffüßlers, dem auch nur ein solcher Saugnapf angesetzt wird — alles Zappeln ist vergebens. Das Greifwerkzeug haftet, als wäre es mit dem Körper des Beutetiers verwachsen. Im berliner Aquarium, wo mehrere Tintenfische untergebracht sind, kann man öfters die Wahrnehmung machen, daß ein Tier, das sich in eine Felspalte verkrochen hat, mit weit ausgestrecktem Arm Steine, die an Gewicht dem ganzen Körper gleich kommen, mit Leichtigkeit zu sich heranzieht.

Breitet man die Arme auseinander, so kommt gerade in der Mitte ihres Kreises die von mehreren kreisrunden Lippen umgebene Mundöffnung zum Vorschein, in welcher die beiden schwarzbraunen Kiefer liegen, dem Raubtiercharakter des Tieres entsprechend, groß, fest, spiz und scharf. Der Kopf trägt an der Seite zwei unverhältnismäßig große glänzende Augen, welche mit unheimlichem Feuer funkeln, wie die der Katzen bei Nacht leuchten und bei größeren Arten einen ungemein wilden und stieren Ausdruck haben.

Der Tintenfisch, wie bereits bemerkt, eine Spezies der Kopffüßler, hat seinen Namen von einer schwarzbraunen Flüssigkeit, die er in einer Blase führt und bei Gefahr ins Wasser entlassen dieses trübt und den Leib des Tieres mit einer dichten, für das Auge des Feindes undurchdringlichen Wolke umgibt. Dieser Saft wird gereinigt und präparirt und unter dem Namen „Sepia“ von Zeichnern wegen des weichen Tones, die er dem Bilde verleiht, manchen andern Farben vorgezogen.

Die Fruchtbarkeit der Kopffüßler ist eine ungeheure. Tausend verhältnismäßig große Eier werden traubenförmig vereinigt von dem Weibchen abgelegt und führen bei den Fischen der südlichen Meere den Namen Meertrauben.

In manchen Exemplaren der Tintenfische, die in Museen in Weingeist aufbewahrt sind, kann man eine feine violette und bräunliche Sprenkelung der Haut wahrnehmen. Allein das gibt keine Idee von dem wunderbaren Farbenspiel, welches die lebenden Tiere zeigen. Je nach den Zuständen, in welchen sie sich befinden, je nachdem sie selbst angreifen oder angegriffen und gereizt werden, sind sie einem fortwährenden Wechsel brillanter Färbungen unterworfen.

Die Kopffüßler sind ausschließlich Meeresbewohner. Viele Arten leben gesellig und gerade diese machen Wanderungen, wobei sie sich aus den tiefen Meeresgründen und dem hohen Meere den Küsten zu nähern pflegen. Sie sind räuberische Fleischfresser und vernichten eine Menge Fische, Krebse, Schnecken und Muscheln. Sie sind so gefräßig, daß sie sich sogar auf die an der Angel gefangenen Tiere ihres eigenen Geschlechts stürzen und sich mit ihnen an die Oberfläche ziehen und ergreifen lassen. Glücklicherweise werden sie wieder von andern Meerbewohnern bedeutend dezimirt. Mehrere Wale, der Potwal, die Kabelaia u. a. leben ausschließlich oder vorzugsweise von Kopffüßlern und mehrere Arten werden auch als menschliches Nahrungsmittel verwendet.

Im mittelländischen Meere, um Griechenland, trifft man sehr große Tintenfische (*octopus vulgaris*, gemeiner Achtfuß), die acht Fangarme von zwölf Fuß Länge haben und daher sehr fürchterlich aussehend. Dieses Tier nannten die Alten Polyp (Vielfuß). Indessen glaubte man seit alters, daß es Cephalopoden von noch gewaltigerer Größe gebe, die Menschen und selbst Schiffe gefährlich werden könnten und unter dem Namen Kraken in den Märgen eine bedeutende Rolle spielen. Seit Seefahrer den Ozean durchfurchen, hören wir von riesenhaften Geschöpfen dieser Art. Die Berichte lauteten aber so märchenhaft, daß man den Kraken oder Riesenpolyp mit der Seeschlange in das Reich der Fabel verwies. Schon Aristoteles erzählt von einem fünf Ellen langen Kopffüßler; auch Plinius berichtet von einem Riesenpolyp, der Nachts an die Fischbehälter der spanischen Küste kam und dieselben plünderte. Sein Kopf, den man dem bekannten Gourmand Lukullus verehrte, war wie ein Faß von fünf Eimern Inhalt, und seine Arme, die so dick waren, daß man sie kaum umspannen konnte, maßen dreißig Fuß.

Eine besondere Berühmtheit erlangten die nordischen Kraken, welche Linné, der an deren Existenz glaubte, ohne daß er jemals einen solchen sah, *Mikrokosmos marinus* (seeische Kleinwelt) nannte. Der alte Bischof von Bergen, Pontoppidan, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts schrieb, hatte von ihnen erzählt, daß sie sich wie ein weites Feld von einer halben Stunde Durchmesser aus dem Meere erheben und bis dreißig Fuß über die Oberfläche emporragen. In dem Wasser, welches die Vertiefungen in den Unebenheiten des Rückens fülle, sehe man Fische schwimmen und springen. Von innen heraus, wie die Fühlhörner einer Schnecke, steigen Arme empor, stärker als der stärkste Mastbaum des größten Schiffes, und so mächtig, daß sie einen hundert Kanonen führenden Koloss in den Abgrund ziehen könnten. Diese Arme dehnen sich nach allen Seiten aus, spielen gleichsam mit einander, neigen sich zur Wasserfläche, richten sich wieder empor und haben alle Beweglichkeit der Arme anderer Polypen. Auf dem Rücken des Kraken könne ein ganzes Regiment Soldaten spazieren.

Neuerdings hat es sich nun bewahrheitet, daß es unter den Kopffüßlern wirklich Riesen gibt. Schon die Naturforscher der Cook'schen Entdeckungsexpedition in die Südsee brachten Reste von ungeheuern Cephalopoden mit, die jetzt noch in London aufbe-



wahrt werden, und in den Museen von Utrecht und Kopenhagen werden ebenfalls Ueberreste gezeigt.

Die merkwürdigste und neueste Nachricht über einen solchen Riesen verdankt man dem Kapitän Bouyer von dem französischen Aviso *Alekton*, welcher das Tier am 30. Nov. 1861 in der Nähe von Teneriffa beobachtete. Der Aviso traf zwischen Madeira und Teneriffa einen an der Oberfläche des Wassers schwimmenden Polypen, dessen Länge ohne die acht furchtbaren, gegen zwei Meter langen Fangarme fünf bis sechs Meter maß. Seine Farbe war ziegelrot. Seine am Kopf hervorgequollenen Augen waren ungeheuer und zeigten eine erschreckende Starrheit. Man suchte das Tier in einer Tauschlinge zu fangen und durch Schüsse zu töten, doch wagte der Kapitän nicht, das Leben seiner Mannschaft dadurch zu gefährden, daß er ein Boot aussetzen ließ, welches das Ungeheuer mit seinen furchtbaren Armen leicht hätte entern können. Nach dreistündiger Jagd gelang es endlich, den spindelförmigen in der Mitte sehr angeschwollenen Körper mit einer Seilschlinge zu umfassen. Der Koloß erhob sich über dem Wasser, schon jubelte man über den Fang, da riß infolge des ungeheuren, auf 2000 Kilo geschätzten Körpergewichts der Körper ab und verschwand im Ozean, so daß nur ein 20 Kilo wiegendes Stück vom Hinterteil erbeutet wurde, das man der pariser Akademie der Wissenschaften übersandte.

Seit einigen Jahren ist nun aber das new-yorker Aquarium in den Besitz eines leibhaftigen Kraken gelangt, leider aber nicht im lebendigen Zustande; er ist in einem 25 Fuß langen Glaskasten in Spiritus konserviert. Derselbe gehört zur Gruppe der Decapoda (Zehnfüßer), welche neben den acht gleich langen Armen noch zwei längere haben, die nur am Ende mit Saugnapfen besetzt sind. Diese beiden Fangarme sind bei dem new-yorker Exemplar je dreißig Fuß lang, während die andern acht nur elf Fuß Länge haben. Der Rumpf hat zehn Fuß Länge bei sieben Fuß Umfang und endigt in einer quergestellten, gegen drei Fuß langen Schwanzflosse. Inmitten der Fangarme sitzt ein horniger, papageienartiger Schnabel.

Das Monstrum wurde im September 1878 bei Catalina in der Trinitybucht, unweit von St. Johns, an das felsige Gestade geworfen infolge eines an den Küsten von Neufundland heftig wütenden Äquinoxialsturmes, der das Meer in seinen Tiefen aufwühlte. Das Ungetüm, dessen Schwanz bei dieser Gelegenheit zwischen zwei Felsen sich eingeklemmt hatte, machte vergebens verzweifelte Befreiungsversuche. Erst als das Tier von seinen Anstrengungen erschöpft war und die Flut sich zurückgezogen hatte, wagten die erstanten Fischer von Catalina, sich dem Tiere zu nähern, das bald nach Eintritt der Ebbe verendete.

Die Existenz riesiger Kopffüßler kann somit nicht mehr bezweifelt werden; man nimmt an, daß es bloß außerordentlich alte Tiere sind, die, wie das bei den Fischen der Fall ist, gleich den Bäumen beständig wachsen.

Im vierten Buche seines Romans „Die Meerarbeiter“ schildert Viktor Hugo den Angriff eines Kopffüßlers auf einen Menschen in so spannender Weise, daß wir die Stelle reproduzieren wollen.

Der Held der Geschichte ist Gilliat, ein Arbeiter. Er war auf einer Meeressklippe mit einem gestrandeten Schiff beschäftigt und lebte schon seit Wochen hauptsächlich von Meerigeln, See-Lastanien, Seekrebse und Krabben. Eines Tages verfolgte er eine Krabbe in eine Höhlung des Felsens, welche mehrere Grotten hatte. Nun lassen wir den Erzähler selbst sprechen. „Gilliat bemerkte über dem Wasserspiegel im Bereiche seiner Hand eine Querspalte in dem Granit. Wahrscheinlich hatte sich die Krabbe dorthin geflüchtet. Er streckte also seine Hand, soweit es ihm möglich war, hinein und begann diese Höhle der Finsternis zu durchsuchen. Plötzlich fühlte er sich am Arme ergreifen und er empfand in diesem Augenblick einen furchtbaren Schrecken. Etwas Dünnes, Scharfes, Flaches, Glattes, Klebriges und Lebendiges hatte sich in der Dunkelheit um seinen nackten Arm geschlungen. Es stieg ihm gegen die Brust gleich dem Druck einer Walze und dem Stoße eines Bohrers. In weniger

als einer Sekunde hatte ihm eine unbeschreibbare Schneckenlinie Hand und Arm umschlossen und berührte seine Schulter. Die Spitze drang unter seiner Achsel ein. Gilliat wollte zurückspringen, konnte sich aber kaum bewegen. Er war wie ange-nagelt. Mit seiner freigebliebenen linken Hand ergriff er sein Messer, welches er zwischen den Zähnen hatte, stützte sich mit der Hand gegen den Felsen und versuchte mit einer verzweifelten Anstrengung seinen Arm zurückzuziehen. Es gelang ihm nur, das Band, welches den Arm umwickelt hatte, etwas zu beunruhigen, so daß es ein wenig zurückwich. Es war geschmeidig wie Leder, fest wie Stahl und kalt wie die Nacht. — Ein zweites, scharfes und schmales Ding kam aus dem Loch in dem Felsen hervor, wie eine Zunge aus einem Maule, leckte Gilliat's nackten Rücken zu seinem höchsten Entsetzen und setzte sich plötzlich endlos und ganz fein langziehend fest auf sein Haupt und umschloß seinen ganzen Körper. Zu gleicher Zeit durchslog ein unerhörtes, mit nichts vergleichbarer Schmerz Gilliat's gespannte Muskeln. Es war ihm, als ob unzählige Lippen sich an sein Fleisch anhefteten und sein Blut auszusaugen suchten. Noch ein drittes Ding wagte sich aus dem Felsen hervor, tastete auf Gilliat umher, peitschte ihm die Seiten wie eine Schnur und befestigte sich dann an seinen Seiten. Die Angst in ihrer höchsten Erregung ist stumm. Gilliat stieß nicht einen Schrei aus. Es war hell genug, daß er die widerlichen, ihm anhaftenden Formen erkennen konnte. — Ein viertes Band sprang ihm, schnell wie der Blitz, gegen den Bauch und rollte sich darauf fest. Unmöglich war es ihm, diese scheußlichen Pfriemen, welche sich eng und an vielen Stellen seinem Körper angelegt hatten, durchzuschneiden oder loszureißen. Sie verursachten ihm furchtbare und eigentümliche Schmerzen. Es war ihm, als wenn er von einer Menge kleiner Mäuler auf einmal verschlungen würde. — Ein fünftes Ding schnellte aus dem Loch, legte sich über die andern und umschürte Gilliat's Zwerchfell. Der Druck vermehrte die Beängstigung, er konnte kaum noch atmen. Diese an ihrem äußersten Ende scharf zugespizten Riemen weiteten sich immer mehr aus. Alle fünf gehörten sicherlich demselben Mittelpunkt an und marschirten und kletterten auf Gilliat hin und her. Er fühlte, wie sich jene dunklen Oeffnungen, welche ihm als eben so viele Mäuler erschienen, von ihrem Plaze fortbewegten. — Plötzlich kam unten aus der Höhlung ein großer, runder und flacher Schleimkörper hervor. Es war der Mittelpunkt, in welchem jene fünf Riemen wie Strahlen um einen Brennpunkt zusammenliefen; an der andern Seite dieser Scheibe unterschied man drei andere Fühler, welche unter der Vertiefung des Felsens geblieben waren. In ihrer Mitte befanden sich zwei Augen, welche um sich blickten und Gilliat ansahen. Gilliat erkannte den Alp. Um an den Alp zu glauben, muß man ihn gesehen haben. Die Seelente nennen diese Ungeheuer Tierfrüchte, die Wissenschaft heißt sie Kopffüßler und die Sage Kraken.

Der Kraken schwimmt, aber er läuft auch. Etwas Fisch, ist er auch etwas Reptil. Mit Hilfe seiner acht Fühler kriecht er auf dem Meeresboden umher und schleppt sich wie eine Stachelraupe fort. Er hat keine Knochen, kein Blut, kein Fleisch. Es ist ein leerer Beutel, eine Haut. Man kann seine acht Fühlsäden völlig von innen nach außen kehren wie die Finger eines Handschuhes. Nur eine einzige Oeffnung, gerade in der Mitte seiner Strahlen, findet sich an ihm. Das ganze Tier ist kalt. Keine Fessel hält so wie das Anspannen des Kraken. Das Tier überzieht den Menschen mit seinem tausendfachen Höllenmund, die Hydra vereint sich mit ihm und geht in sie über. Der Tiger kann den Menschen nur verschlingen, der Kraken, o Schreck! atmet ihn ein. Er zieht dich an sich und in sich hinein, und so gefesselt, aufgelöst, ohnmächtig fühlst du dich langsam in diesen furchtbaren Sack entleert. Ueber das Entsetzliche, lebendig gefressen zu werden, geht das Unbeschreibliche, lebendig getrunken zu werden.

Einem solchen Wesen gehörte Gilliat seit einigen Augenblicken an. Das Ungetüm war der Bewohner der Grotte, der Schreckgeist des Ortes, eine Art finsterner Wasserdämon. Gilliat hatte seinen Arm in das Loch gesteckt, der Alp ihn ergriffen und



hielt ihn fest. Er war die Fliege dieser Spinne. Gilliat stand bis zum Gürtel im Wasser, die Füße auf den glatten und runden Kieselsteinen, den rechten Arm umstrickt und umschlungen von den flachen Windungen der Fühler des Kraken, und der Körper verschwand fast unter den Schnürungen und Kreuzungen dieser fürchterlichen Bänder. Von den acht Armen des Ungeheuers hingen drei an dem Felsen und fünf an Gilliat fest. So, auf der einen Seite an den Granit, auf der andern an den Menschen geklammert, zog es Gilliat nach dem Felsen hin. Zweihundertundfünfzig Schröpstöpfe lagen auf ihm.

Gilliat hatte nur eine Hilfe, sein Messer, und nur die linke Hand frei, aber er bediente sich ihrer so mächtig, daß man von ihm sagen konnte, er besäße zwei rechte Hände. Sein Messer besand sich geöffnet in seiner Hand.

Man schneidet einem Kraken nicht die Fühlfäden ab, sie sind unzerstörbares Leder und gleiten unter der Klinge aus; außerdem legen sie sich derartig an das Fleisch an, daß ein Einschnitt in sie auch dieses verletzen würde. Das Ungetüm ist fürchterlich, jedoch gibt es eine Art, sich seiner zu entledigen. Die Fischer auf See kennen sie, wie jeder weiß, der sie im Meere gewisse schnelle Bewegungen ausführen sah. Die Meeresschweine kennen sie auch, denn sie beißen den Kraken so, daß der Kopf abgeht. Daher begegnet man auf dem offenen Meere so vielen Tintenfischen ohne Kopf. Dieses Tier ist wirklich nur am Kopfe verwundbar, was Gilliat wußte. Beim Kraken gibt es wie beim Stier nur einen günstigen Augenblick, den man benutzen muß; beim Stier ist es der, in welchem er den Hals niederbeugt, beim Kraken der, in welchem er den Kopf vorstreckt. Wer diesen kurzen Augenblick verfehlt, ist verloren.

Alles, was wir oben erzählten, hatte nur einige Minuten gedauert, während Gilliat jedoch ein beständig wachsendes Aussehen von jenen zweihundertundfünfzig Schröpstöpfen fühlte.

Gilliat hielt sein Messer. Er sah das Ungetüm an und dieses ihn. Plötzlich löste es seinen sechsten Fühlfaden vom Felsen los, schlenderte ihn auf Gilliat zu und versuchte damit, seinen linken Arm zu ergreifen. Zugleich steckte es seinen Kopf vor. Noch einen Augenblick und sein Rachen mußte Gilliat erreichen. Aber Gilliat wacht, belauert lauert er. Er wich dem Fühler aus, und in dem Augenblick, in welchem ihm die Bestie in die Brust beißen wollte, fiel seine bewaffnete Faust auf sie herab.

Zwei Zuckungen fanden entgegengesetzt statt — die des Alp und die Gilliat's. Es war wie der Kampf zweier Blitze. Gilliat stieß die Spitze seines Messers in den flachen Schild, und mit einer Kreisbewegung, welche dem Drehen der Peitschenschnur beim Knallen gleicht, machte er einen Schnitt um die beiden Augen und riß den Kopf ab, wie wenn man einen Zahn ausreißt. Es war zu Ende, das ganze Tier fiel hin. Sobald die Luftpumpe zerstört ist, füllt sich wieder der leere Raum. Der ganze Klumpen rollte auf den Boden hin. Während sich Gilliat von dem Kampf erholt, konnte er zu seinen Füßen auf den Kieselsteinen zwei gallertartige, ungestaltete Massen wahrnehmen, hier den Kopf, dort das übrige des Tieres. Wir fagen das übrige, denn Körper konnte man es nicht nennen. Es war Zeit, daß Gilliat den Kraken tötete; denn er war fast erstickt.

Sein rechter Arm und sein Körper waren dunkelrot, mehr als zweihundert Geschwülste, von denen mehrere bluteten, hatten sich auf ihm gebildet. Das Gegenmittel gegen diese Verletzungen ist Salzwasser. Gilliat tauchte darin unter und rieb sich mit der flachen Hand. Die Geschwülste verschwanden unter diesen Reibungen.

Man könnte geneigt sein, in dieser Schilderung eine starke Dofis poetischer Uebertreibung zu erblicken. Indessen teilte der „Warrnambool Standard“ aus dem Jahre 1878 folgenden Fall mit.

Ein Taucher, namens Smale, war damit beschäftigt, einen Felsen in der Mündung des Moynie bei Velsaft (Australien, Viktoria) zu sprengen. Als er am 7. Februar eine Mine gesprengt hatte, ließ er sich auf dem Meeresboden nieder, um die abgesprungenen Steine an Ketten zu befestigen und aufziehen zu lassen. Als er solch einen Steinblock abgerollt hatte, fühlte er sich plötzlich an einem Arme fest umschlungen. Als er nachsah, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß ihn der Arm eines riesigen Tintenfisches (Sepia L.) umschlungen habe. Er versuchte es, sich davon zu befreien; indeß mit Anwendung aller Kräfte gelang ihm das nicht, hatte aber die Folge, daß sich dieses Tier, welches mit den andern Armen sich an den Felsen gehängt hatte, davon losließ und ihn nun mit den freigewordenen Armen um Leib und Bein völlig umschlang. Smale blieb bei voller Besinnung und erkannte sogleich, daß nichts ihn vom schrecklichen Tode befreien könnte, als sich so schnell als möglich aufziehen zu lassen. Oben angekommen, gelang es seinen Mitarbeitern sehr rasch, ihren Gefährten aus der gefährlichen Umarmung dieses Seeteufels zu befreien. Smale versichert, daß das Untier Kraft genug besitzt, drei Männer unter Wasser festzuhalten.

Wer denkt dabei nicht an Schillers herrliche Verse im „Taucher“:

Denn unter mir lag's noch bergetief  
Zu purpurner Finsternis da,  
Und ob's hier dem Othre gleich ewig schlief,  
Das Auge mit Schauern hinunter sah,  
Wies von Salamandern und Molchen und Drachen  
Sich regt in dem fürchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmeln da, in grauem Gemisch,  
Zu scheußlichen Klumpen geballt,  
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,  
Des Hammers gräuliche Ungefallt,  
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne  
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und wars mir mit Grausen bewusst,  
Von der menschlichen Hilfe so weit,  
Unter Larven die einzig fühlende Brust,  
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,  
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede  
Bei den Ungeheuern der traurigen Bede.

Und schauernd dacht ich's, da froch's heran,  
Regte hundert Gelenke zugleich,  
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn  
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig;  
Gleich saßt mich der Strudel mit rasendem Toben,  
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

## Konservierungsmethoden der Lebensmittel.

Von Dr. Hermann Kräher in Leipzig.

(Ausz. „Die Natur“.)

### I.

Die Proteinstoffe, wie Eiweiß, Kleber u. s. w., Bestandteile unserer meisten animalischen und vegetabilischen Lebensmittel, machen letztere für äußere Einflüsse im hohen Grade empfänglich, so daß sie leicht in Fäulnis übergehen.

Schon seit langer Zeit sah man sich deshalb nach Methoden um, unsere Lebensmittel möglichst lange und unverändert zu erhalten. Während aber früher die Konservierung der Lebens-

mittel sich auf das Gebiet der Hausfrauen, denen eine große Auswahl empirischer Handgriffe und Hilfsmittel wohl bekannt war, beschränkte, hat in den letzten achtzehn bis zwanzig Jahren wissenschaftliche Belehrung und Aufklärung hier großen Nutzen gestiftet.

Zahlreich sind die verschiedenen Konservierungsmethoden, zahlreich die Mittel, unsere zum Leben nötigen Nahrungsmittel für längere Zeit in gutem Zustande zu erhalten, und das Kapitel





Das Kapsaureiten. (Seite 466.)



über „Konservirungsmethoden unserer Lebensmittel“ ist, vom Standpunkte der Hygiene betrachtet, ein so wichtiges, daß wir es für angezeigt halten, in einer längeren Abhandlung hierüber Bericht zu erstatten.

Die gebräuchlichsten Methoden, Fleisch, Fische, Gemüse, Früchte u. vor dem Verderben zu bewahren, sind das Einmachen derselben in Zucker, Salz und Essig; ferner bedient man sich zu diesem Zwecke des Pökels, Räucherns, Trocknens, Pressens; auch durch Kälte, resp. Eis, sucht man dem Fäulnisprozesse unserer Lebensmittel vorzubeugen. Außerdem stellt man, um Lebensmittel zu konservieren, Extrakte her oder gibt dem zerkleinerten Nahrungsmittel andere Formen, wie z. B. letztere Methode schon früher in dem Fleischzwieback, in neuerer Zeit, in den Jahren 1870 und 1871, in unserem Vaterlande in der „Erbswürst“ zur umfangreichsten Geltung kam.

Von noch andern Konservierungsmethoden wird an anderer Stelle in diesem Artikel die Rede sein, und wenden wir uns nunmehr den einzelnen Methoden und Konservierungsmitteln selbst zu.

Am meisten verbreitet, um Fleisch, Gemüse u. zu konservieren, ist die Appert'sche Methode, deren Prinzip darauf beruht, aus den zu konservierenden Nahrungsmitteln die Luft, als das Fäulnis erregende Prinzip, durch Kochen zu vertreiben und dann die Substanzen luftdicht einzuschließen. Es werden demzufolge Fleisch, Gemüse, Kräftsuppen u. wie gewöhnlich zubereitet, die stark eingekochten Speisen in Blechbüchsen gefüllt und letztere mit einem Deckel, in welchem ein kleines Loch sich befindet, verlötet. Durch Einsetzen in ein Salzwasserbad, dessen Temperatur höher ist als die Wassersiedehitze, wird alle Luft ausgetrieben. Zeigen sich an der kleinen Oeffnung keine Bläschen mehr, so wird dieselbe sofort zugelötet.

Die nach der Appert'schen Methode dargestellten Konserven haben den Vorzug, daß den Speisen ihr Nährwert sowohl, als auch ihr ursprünglicher Geschmack völlig erhalten bleibt. Es wird daher dieses Verfahren in zahlreichen englischen, holländischen, norwegischen und schwedischen Fabriken besonders betrieben, gleichwie auch in Australien und Südrussland sich Fabriken finden, welche Nahrungsmittel nach Appert's Methode konservieren. Gehen doch zur Zeit von Australien, das so überaus reich an Rind- und Schafbestand ist, große Mengen Fleisch, in 1-, 2- und 3-Kilogramm-Büchsen verpackt, nach England, um dort zu billigem Preise verkauft zu werden.

In England ist Metge und Buibert eine Methode patentirt worden, nach welcher Fleisch im großen konservirt werden kann. Nach dem „American Journal of Pharmacy“ besteht diese Methode in folgendem: Das Tier wird mit einem Schlag getötet; wenn alles Blut abgelassen ist, abgehäutet und ausgenommen. Dann bringt man das ganze Tier in eine Mischung von 72prozentigem Alkohol mit 1 Prozent Karbolsäure, holt es wieder heraus und legt das getrocknete Tier in eine konzentrierte alkoholische Zuckerslösung. Schließlich wird das Tier zerschnitten und in Gefäße gebracht, die mit geschmolzenem Fette ausgefüllt werden.

Nach einem andern englischen Patente, das A. Herzen erteilt wurde, bringt man das für längere Zeit zu konservierende Fleisch 24—36 Stunden in eine Lösung von 150 Gramm Bor säure, 300 Gramm Borax, 155 Gramm Kochsalz und 53 Gramm Salpeter, die zuvor in 2 Liter Wasser gelöst worden sind. Nach dieser Zeit wird dann das so präparierte Fleisch in Fässer verpackt. Eine sehr praktische Fleischkonservierung wendet ferner ein bedeutendes Wiener Ausfuhrgeschäft in neuerer Zeit an. Das Fleisch der geschlachteten Tiere wird durch mit Eis gekühlte Luft beinahe zum Erfrieren gebracht und alsdann Boraxpulver mittels eines Blasebalges auf das Fleisch gestäubt. Das imprägnierte Fleisch wird direkt in mit Eislust gekühlte, vierfache Wände enthaltende Eisenbahnwaggons gebracht und so versendet.

Auch F. Wickersheimer hat ein sehr praktisches Verfahren angegeben, Fleisch für längere Zeit zu konservieren. Seine Vorschrift ist folgende: Eine auf 50° C. erwärmte Lösung von 36 Gramm Potasche, 15 Gr. Kochsalz und 60 Gr. Alaun in

3 Liter Wasser wird mit einer zweiten Lösung von 9 Gramm Salizylsäure in 45 Gr. Methylalkohol, der 250 Gr. Glycerin zugesetzt sind, gemischt. Mit dieser Flüssigkeit wird das zu konservierende Tier injiziert, und zwar vor dem Deffnen desselben.

— Handelt es sich um kleinere Tiere, so verwendet man 100 Gramm Flüssigkeit auf 1 Kilogramm Körpergewicht, bei größeren Tieren kann man bis auf 40 Gramm für 1 Kilogramm Körpergewicht heruntergehen. Dieses Verfahren ist dem Erfinder patentirt worden.

Für Haushaltungen können wir aus Erfahrung die Kaufmann'sche Methode anempfehlen, nach welcher man, ohne selbst im Sommer des Eises zu bedürfen, Fleisch 1½ Wochen frisch erhalten kann. Nach dessen Verfahren, welches seiner Zeit im „Bayer. Ind. u. Gew.-Bl.“ anempfohlen wurde, nimmt man von einer Tonne den oberen Deckel ab, jedoch so, daß er wieder luftdicht aufgesetzt werden kann. Auf dem Boden der Tonne wird eine Schale mit Schwefelstücken, welche entzündet werden, aufgestellt und alsdann der Deckel, an dessen Innenseite das Fleisch aufgehängt ist, aufgesetzt. Auf diese Weise (das Verfahren muß von Zeit zu Zeit wiederholt werden) behandeltes Fleisch hält sich, wie oben angegeben, und nimmt auch nicht im geringsten, wie man befürchten könnte, den Geruch oder Geschmack der schwefeligen Säure an.

Gegenwärtig hat man an Stelle der Blechbüchsen, wie solche beim Appert'schen Verfahren benutzt wurden, und nach welchem die Lebensmittel sich Jahre hindurch halten, auch Steingutgefäße eingeführt, und zwar stellen sich diese billiger, gleichwie auch das Auf- und Zulöten, Kosten u. hier vermieden wird. Der Hals dieser innen und außen mit einer sehr widerstandsfähigen Kieselglasur versehenen Gefäße verengt sich konisch nach unten, und als Verschluss dienen Deckel von lackirtem Weißblech, in deren Rand ein Gummiring eingeklemmt ist. Die Töpfe werden in ähnlicher Weise, wie es bei den Blechbüchsen geschah, mit Fleisch, Gemüse u. gefüllt, der Deckel auf die Oeffnung gelegt und der Gummiring über den Hals gezogen. Wegen der konischen Verengung legt sich der Ring dicht an, und nachdem man nun die Deckel noch durch zwei kreuzweise übereinander gehende Drähte befestigt hat, setzt man die Töpfe in ein Wasserbad. Beim Erhitzen entweicht ein Teil der eingeschlossenen Luft in Bläschen zwischen dem Rande des Gefäßes und dem Gummiringe, wodurch ein luftverdünnter Raum entsteht; beim Erkalten ist der Ring fest an den Hals gepreßt und läßt sich nicht drehen, was eine Garantie für die Haltbarkeit der Speisen gibt. Ist jedoch durch irgend eine kleine Oeffnung Luft zurückgetreten, so sitzt der Deckel nicht fester, als ursprünglich, und der Eintritt der Verderbnis läßt sich voraussehen.

Bei der Appert'schen und der soeben hier beschriebenen Konservierungsmethode legt man demnach das Hauptgewicht auf die vollständige Entfernung der Luft aus den Büchsen. Neuere Beobachtungen haben jedoch ergeben, daß nicht die Luft die Schuld an dem Verderben der Speisen trägt, sondern daß niedere der Luft beigemengte Organismen das Verderben herbeiführen. Nach Capaun-Karlowa hat man deshalb nicht nötig, die Luft völlig abzuschließen, wenn man nur Sorge trägt, daß diesen niederen organischen Gebilden der Zutritt benommen wird. In seinem Werke „Unsere Lebensmittel“ (Wien, A. Hartleben) teilt uns Capaun-Karlowa mit, daß man dies am besten erreiche durch Filtration der Luft. Man umbindet zu diesem Zwecke die Oeffnung des Gefäßes, statt sie mit einem Deckel fest zu schließen, mit einer Lage Baumwolle, die zwischen zwei Leinwandstücken sich befindet. Beim Kochen im Wasserbade entweicht zuerst die Luft; heiße Dämpfe erfüllen das Gefäß und durchdringen die Baumwolle. Die Luft welche bei nachherigem Erkalten zurücktritt, läßt zwischen den Fasern der Baumwolle alle festen Bestandteile, darunter die Fermentkeime, zurück.

Selbstverständlich hat man hierbei darauf Obacht zu geben, daß die Erhitzung der Gefäße, die nicht ganz von siedendem Wasser umgeben sein können, hinreichend lange stattfindet, so daß insbesondere auch die etwa der Baumwolle anhaftenden



Keime getötet werden. — Nach dem Erkalten verbindet man das Gefäß mit Pergamentpapier, damit die Speisen nicht durch Verdunstung austrocknen und gegen Insekten geschützt sind.

Weitere Mittel, unsere Lebensmittel zu konserviren, sind Zucker, Salz, auch Salpeter und Essig.

Was Zucker, Salz und Salpeter anbetrifft, so entziehen diese den Speisen Wasser, und ihre konzentrirten Lösungen in Wasser lassen eine Entwicklung niederer organischer Gebilde nicht auskommen. Soll der Zweck der Konservirung völlig erreicht werden, so sind unbedingt sehr konzentrirte Lösungen anzuwenden, gleichwie auch diese Lösungen die zu konservirenden Lebensmittel von allen Seiten umgeben müssen.

Bei Früchten und Fruchtsäften jedoch müssen sehr große Zuckermengen benutzt werden, um die Fermente zu töten, weswegen man, um große Kosten zu ersparen, nach andern Konservirungsmethoden sich umsieht. Nach unserm Dafürhalten eignet sich nach dieser Richtung hin am besten Dr. Verschs Verfahren, der durch Kombinirung des Verfahrens der Konservirung mittels Zuckers und Salizylsäure Früchte mit geringem Kostenaufwande lange Zeit gut und unverändert in ihrem Geschmacke erhält. Dieses praktische Verfahren, welches leider noch nicht allgemein bekannt ist, sei hiermit von uns angegeben.

Die Konservirungsflüssigkeit stellt man sich auf die Weise her, daß man in heißem Wasser pro Liter 3 Gramm Salizylsäure und 100 Gramm Zucker löst und diese Flüssigkeit, nachdem sie auf etwa 40° C. abgekühlt ist, über die Früchte, die man zuvor in die zur Aufbewahrung dienenden Gefäße gebracht hat, gießt. Wenn die Früchte einige Zentimeter hoch mit der Flüssigkeit bedeckt sind, bleiben sie selbst in offenen Gläsern unverändert; zweckmäßig ist es jedoch, die Gefäße durch Ueberbinden mit Salizylsäurepapier\*) zu schließen, um das Einfallen von Staub zu verhindern. Die Anwendung einer 10prozentigen Zuckermenge genügt für alle Früchte mit geringem Zuckergehalte, wie Kirschchen, Aepfel, Birnen u.; will man Früchte mit hohem Zuckergehalte konserviren, z. B. Beeren, süße Trauben oder Feigen, so möge man den Zuckergehalt der Flüssigkeit auf 18 bis 20 Prozent erhöhen.

Die einzige Schwierigkeit, die man nach Verschs Verfahren zu überwinden hat, liegt in der Löslichkeit der Salizylsäure. Man kann jedoch diese Schwierigkeit mittels eines einfachen Kunstgriffes überwinden, indem man die für ein gewisses Quantum bestimmte Salizylsäure in Glycerin löst. Das Glycerin löst 126 Gramm Salizylsäure pro Liter, und läßt sich die Lösung leicht durch Röhren gleichmäßig in den Fruchtsäften verteilen.

Was die Konservirungsmethode von Salz und Salpeter anbelangt, so wird hier noch sehr gesehlt, weswegen wir diese Methode etwas näher berücksichtigen wollen.

Nach der bis jetzt allgemein üblichen Methode, Fleisch einzuzufallen, mischt man Salz mit Salpeter, reibt die Flüssigkeit damit ein, streut von der Mischung mehreres auf den Boden des Gefäßes, packt die mit Salz tüchtig abgeriebenen Stücke in das Gefäß und beschwert sie sehr tüchtig daselbst.

Dieses Verfahren ist jedoch zu verwerfen; denn auf diese Weise wird dem Fleische der Fleischsaft entzogen, das Fleisch wird hart, zähe und büßt an seinem Geschmacke ein. Der Fleischsaft selbst aber, welcher die wichtigsten Nährstoffe enthält, wird hier schließlich ungenutzt mit der Lake weggeworfen.

Nicht empfehlenswert erscheint uns eine Methode, die wir bereits vor einigen Jahren praktisch erprobt und seit dieser Zeit oft angewendet haben. Dieselbe ist folgende:

Ueber gelindem Feuer kochte man 1 Kilo Kochsalz, 160 Gr. weißen Kolonialzucker und 80 Gr. Salpeter in 6 Liter reinem Wasser, schäumt die Masse während des Kochens ab und gießt dieselbe, nachdem sie erkaltet, über das zu konservirende Fleisch, welches von dieser Lake vollständig bedeckt sein muß. Die kleinen Fleischstücke werden schon nach 4—5 Tagen hinlänglich gesalzen

sein; Schinken erfordern, wenn sie etwas groß sind, 2 Wochen. Bevor das Fleisch mit der Lake übergossen wird, muß das Blut rein aus demselben herausgedrückt und das Fleisch gut gewaschen und ausgedrückt werden. Dieselbe Lake kann man 2—3mal gebrauchen, wenn man sie wieder aufkocht und eine Kleinigkeit von den oben angeführten Stoffen in genanntem Verhältnisse hinzusetzt. Dieses Kochen ist dann erforderlich, wenn sich eine Haut auf der Lake gebildet hat oder zu bilden anfängt. Verdorbene Lake muß beanstandet werden. Von nach dieser Methode eingepökeltem Fleische läßt sich, wenn es auch schon längere Zeit in der Pökelbrühe gelegen hat, noch eine wohlgeschmeckende Fleischbrühsuppe bereiten, was bei auf gewöhnliche Weise eingesalzenem Fleische nicht möglich ist. — Das Einsalzen mit Lake ist also dem Einsalzen mit trockenem Salze vorzuziehen, da nach letzterem Verfahren ja erst auf Kosten der Brühe des Fleisches sich Lake erzeugen muß, hierdurch aber das Fleisch selbst wertlos wird.

## II.

Ein sehr häufig angewendetes Konservirungsmittel finden wir ferner in dem Essig.

Obst, Gurken und auch Fleisch werden durch starken Essig für längere Zeit vor dem Verderben geschützt. Die Manipulationen hierbei als bekannt voraussetzend, sei nur in wenigen Worten der Konservirung des Fleisches mittels Essigs gedacht.

Am besten setzt man Fleisch nicht der direkten Einwirkung des Essigs, sondern nur dem Dampfe von Essigsäure aus.

Zu diesem Zwecke bringt man in ein tiefes Gefäß, auf dessen Boden man sogenannten Eisessig gegossen hat, auf ein geeignetes Holzgestell das zu konservirende Fleisch und deckt das Gefäß mit einem Deckel gut zu. Die entweichenden Essigdämpfe konserviren sehr gut für einige Zeit das Fleisch.

Pökeln und Räuchern, nicht minder wichtige Konservirungsmittel, hier eingehender zu beschreiben, fehlt uns der Raum, und sei kurz nur über die Schnellräucherung berichtet.

Gut abgewaschenes Fleisch wird mittels eines mit Holzessig getränkten Pinsels von allen Seiten sorgfältig bestrichen und das Fleisch zum Abtrocknen in der Luft aufgehängt. Nach 3—4maligem Wiederholen dieser Operation hat das Fleisch Geschmack und Eigenschaften eines guten Rauchfleisches angenommen.

Nicht selten konservirt man Lebensmittel durch direktes Trocknen und hat man z. B. diese Methode schon seit langer Zeit bei Obstarten eingeschlagen, neuerdings jedoch auch auf Gemüse ausgedehnt.

Eine sehr rationell konstruirte Obstdörre hat Lucas in Reutlingen erfunden, die nach Versuchs von Arnold bei kaum anzuschlagendem Brennmaterialverbrauche Kirschchen in 4, Birnen und Aepfel in 5½—6 Stunden dörret und, was besonders hervorzuheben ist, die Aepfel- und Birnschnitze schön weiß bleiben läßt.

J. Gonschow konservirt junge Erbsen, Schnittbohnen, rote Rüben, Mohrrüben, Spinat, Zwiebeln u. ebenfalls durch Trocknen derselben in einem besonders konstruirten Trockenschranke, in welchem durch Wasserheizung die betreffenden Küchenkräuter und Blattgemüse einer geeigneten Konservirung unterworfen werden. Derartig präparirte Gemüse läßt man vor dem Gebrauche einige Stunden wieder im Wasser aufquellen, während die übrige Behandlung beim Kochen dann die gewöhnliche ist.

Mit Anfertigung getrockneter Kartoffeln beschäftigt sich die Konservirungsfabrik von Carstens in Lübeck, und stellt das nach dieser Methode erhaltene Präparat eine lichte, zitronengelbe, gummiartig durchscheinende Masse dar, die mit Wasser, unter Beigabe von etwas Salz, gekocht die natürliche Farbe und Faserstruktur der Kartoffel wieder annimmt und sich im Geschmacke nicht von frisch gekochten Kartoffeln unterscheidet.

Auch Fleisch konservirt man durch Trocknen, und geben hierüber Berdeil und H. Endemann genaue Verfahren an. Namentlich dem Verfahren von Endemann seien hier einige Worte gewidmet, da nach demselben ein sehr nahrhaftes Präparat erhalten wird.

\*) Derartiges Papier erhält man durch Eintauchen gewöhnlichen weißen Schreibpapiers in eine Salizyl-Num-Lösung.



Zunächst bringt man das in Scheiben geschnittene Fleisch in einen mit heißer Luft von 60° C. gefüllten Raum, in welchen nur durch Baumwolle filtrirte Luft ein- und ausgehen kann. Ist rascher Luftwechsel vorhanden, so vermag man das zu konservirende Fleisch binnen 3 Stunden so zu trocknen, daß es sich auf einer Mühle zermahlen läßt. Das erhaltene, schwach nach geröstetem Fleische riechende Pulver hält sich sehr gut und kann zur Erzeugung von Suppen und Braten benutzt werden.

Der „Fleischzwieback“, den wir dem Engländer Gail Vorden verdanken, ist ein Nahrungsmittel, zu dessen Bereitung dem Rindfleisch sofort nach dem Schlachten durch Sieden mit Wasser alle nährenden Bestandteile entzogen werden. Die Lösung dieser Bestandteile wird bis zur Extraktkonsistenz abgedampft und der Rest mit Weizenmehl zu einem Teige angerührt, der in Form von Zwieback gebracht und sodann im Ofen bei mäßiger Wärme gebacken wird. Die Zwiebäckchen ähneln im Aussehen dem bekannten „Nürnberg'schen Lebkuchen“, sind nur etwas heller von Farbe, und nach dem Erfinder sollen 500 Gramm Fleischzwieback eben so viel nährenden Substanz enthalten, als 2,5 Kilogramm frisches Fleisch.

In ähnlicher Weise stellt in Frankfurt a. M. eine Fabrik getrocknete und gepresste Gemüse her, wie Rüben-, Sellerie-, Spinat-Konserven u. dergleichen. Letztere kommen in Gestalt viereckiger Kuchen, in Zinnfolie verpackt, in den Handel und halten sich sehr lange Zeit im unveränderten Zustande.

Anschließend hieran sei noch anderer Konservirungsmethoden und Konservirungsmittel unserer Lebensmittel Erwähnung getan, deren man sich namentlich in der Neuzeit mehr und mehr bedient.

Wir meinen die große Anzahl der sogenannten Antisep-tika, welche auch nach dieser Seite hin eine nicht untergeordnete Rolle spielen, so daß es unsere Pflicht ist, einiges Nähere hierüber mitzutheilen.

Manche dieser Konservirungsmittel, wie Spiritus, Del, Glycerin fanden schon seit geraumer Zeit bei unseren Lebensmitteln Anwendung, da bekannt war, daß Gährung und Fäulnis bei diesen Flüssigkeiten nicht auftreten kann. Im letzten Dezennium haben jedoch sehr wichtige und interessante Antisep-tika als Konservirungsmittel sich Eingang verschafft, wie die Karbolsäure, die Salizylsäure, der Borax (bor-saures Natron), Bor-säure, Boroglycerin und das zantogen-saure Kali (Schwefelkohlenstoff).

Ueber Karbolsäure und Salizylsäure ist schon an anderer Stelle dieses Blattes eingehender Bericht erstattet worden, und hatten wir persönlich in dem Artikel über „Salizylsäure“ auch über die Benutzung derselben, unsere Lebensmittel zu konserviren, Mittheilung gemacht.

Was den Borax und die Bor-säure anbetrifft, so tritt z. B., wenn man frisches Fleisch, fein gehackt oder in größeren Stücken in konzentrirte wässrige Lösungen dieser Chemikalien bringt, eine Fäulnis selbst nach einigen Monaten nicht ein. Auch Fische, Gemüse, Obst u. s. w. lassen sich konserviren, sofern man sie in eine Lösung von bor-saurem Natron eintaucht, oder mit pulverisirtem Borax allein, resp. mit ebenfalls gepulvertem Alaun und Gips vermischt, bestreut.

Diejenigen unserer Leser, welche sich mit dem von Tourbes vorgeschlagenen Verfahren zum Konserviren animalischer und vegetabilischer Substanzen jeder Art, das in der Präparirung derselben mittels Borax in reinem Zustande, entweder allein oder mit Alaun (Schwefel-säurekalk) und reinem schwefel-sauren Kalk oder mit einem der letzteren schwefel-sauren Salze vermischt, bekannt machen wollen, verweise ich auf den betreffenden Artikel von Edgar Andés in den „Neuesten Erfindungen und Erfahrungen“, Jahrg. 1882, Heft 12, Wien, A. Hartlebens Verlag.

Vor kurzem erregte eine Masse, die man mit dem Namen Boroglycerin bezeichnete, großes Aufsehen. Prof. Barff will, wie er in der Londoner Society of Arts mittheilte, mittels

dieses Präparates namentlich Fleisch auf große Entfernungen transportfähig machen, und in der That sind auch zur Zeit konservirte Fleischproben über das atlantische Meer und zurück-gesendet worden; dieselben zeigten sich bei der Rückkehr in vollkommen frischem Zustande. Hr. Russell, der Präsident der Society of Arts, theilt ebenfalls mit, daß er ohne Wissen des Erfinders Prof. F. S. Barff in Kilburn Versuche mit der Anwendung des Boroglycerins auf Fleisch und Milch angestellt und durchaus befriedigende Resultate erhalten habe.

Sollten sich weitere Versuche nach dieser Richtung hin be-währen, so glauben wir, daß das Boroglycerin ein nicht zu unterschätzender Konkurrent der Salizylsäure wird; denn das Mittel ist der menschlichen Gesundheit ohne irgend welchen Nachteil, und der Preis ist ein so geringer, daß ein Liter der Boroglycerinlösung auf ca. 25 Pfennige zu stehen kommt.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches dieses Präparat schon auf sich gezogen hat und bestimmt noch im weiteren Um-fange ziehen wird, geben wir hier nach der „Deutschen Industrie-Zeitung“ die Herstellung desselben an.

Glycerin wird bis zu einer Temperatur erhitzt, bei welcher es noch nicht zerfällt; währenddem gibt man so lange nach und nach krystallisirte Bor-säure hinzu, bis dieselbe vom Glycerin nicht mehr gelöst wird. In der Regel werden 92 Gewichtstheile Glycerin 62 Theile Bor-säure aufnehmen. Hierauf wird das Gemenge auf ca. 200° C. erhalten, bis nach 4 oder 5 Stunden kein Wasser mehr verdunstet. Nach allmählichem Kühlen erhält man das „Boroglycerin“ als eine gelbliche, durchscheinende Masse, die in Wasser und Alkohol löslich ist. Zum Konserviren von organischen Stoffen eignet sich eine Lösung von 1 Gewichtstheil Boroglycerin in 40 Theilen Wasser; die organischen Stoffe werden mit derselben bestrichen oder darin eingetaucht.

Betreffs des zantogen-sauren Kalis und Schwefelkohlenstoffes hat Prof. Böllner in Wien interessante Versuche angestellt. Ochsen- und Kalbfleisch, Hühner, Tauben, Brot, ja selbst über-reife Zwetschen u. s. w. ließen sich mit Schwefelkohlenstoff konserviren, und dieses Konservirungsmittel ist um so wirksamer, als dasselbe schon bei gewöhnlicher Temperatur sich verflüchtigt und in einem verhältnismäßig sehr wenig Schwefelkohlenstoff-dampf enthaltenen Lufttraume jede Schimmelbildung und Fäul-nisercheinung ausgeschlossen ist.

Für Hauswirthschaften schließlich können wir aus eigener Erfahrung als praktische Mittel, unsere Nahrungsmittel zu konserviren, noch drei Präparate empfehlen, die unter dem Namen Konservirungssalz oder Konservesalz in dem Handel vorkommen.

Hugo Jannasch sen. in Bernburg und die Konservirungsfabrik in Stuttgart, sowie die chemische Fabrik Eisenbüttel in Braunschweig liefern derartige Präparate.

Das Konservirungssalz letzterer Fabrik besteht nach der Patentschrift aus krystallisirter Bor-säure und phosphor-saurem Natron, welcher Mischung Salpeter und Kochsalz zugegeben wird.

Mittels der Konservesalze lassen sich frisches und geräucher-tes Fleisch, Milch, Butter, Eier, Fische, Geflügel, Obst, Gemüse aller Art für längere Zeit vor dem Verderben bewahren, und verweisen wir diejenigen unserer Leser, welche sich näher mit diesen Präparaten bekannt machen wollen, auf unseren Artikel: „Die Bedeutung des Konservirungssalzes in der Hauswirthschaft“ in Nr. 42 der „Besonderen Beilage zur Hallischen Zeitung“ von diesem Jahre.

Wir schließen hiermit unsere Betrachtungen über „Konservirungsmethoden der Lebensmittel“, in der Hoffnung, manchem Leser hier und da etwas Neues aus diesem so wich-tigen Kapitel mitgeteilt zu haben; mancher Methoden konnten wir nicht gedenken, da die einschlägigen Versuche noch nicht vollendet sind, einiger Methoden aber wollten wir nicht Erwäh-nung thun, da sie in praxi sich nur unvollkommen oder gar nicht bewährt haben.





Frühlingsgruß.



# Frühlingsgruß.

Gedicht von Hans Eckardt.

(Bild S. 457.)

Kaum floh der Winter aus dem Waldrevier,  
Noch krönt mit Schnee er hoher Berge Gipfel,  
So macht im Tal der Frühling sich Quartier,  
Und schmückt mit Knospen unsrer Bäume Wipfel.  
Schneeglöckchen hebt zu blühen lustig an,  
Und Veilchen duftet schon an Saches Rande,  
Laut jubelnd steigt die Lerche himmelan, —  
Sie bringt des Sommers Gruß aus fernem Lande.

Ein Klingen, Singen geht durch Wief' und Wald,  
Von Halm zu Halm schwirrts, zieht von Ast zu Aste,  
Erst weht es leis her, höher schwillt es bald —  
Es lädt zum Waldkonzerte dich zu Gaste.  
Horch, wie es tausendfältig rings sich regt,  
Ein Töne-Wirrsal dir zum Ohre dringend,  
Indes — den Takt des Frühlings Genius schlägt —  
Darum harmonisch süß ins Herz dir klingend.

Des Frühlings Genius?! Einer nicht allein!  
Sie schweben über'm Land in Legionen — —  
Wo nur ein Keim zu neuer Luft mag' sein,  
Fühlst du sie sicher lebenweckend tronen.  
Dich zu erfreuen, sind sie froh bestrebt  
Aus junger Vögel Brust Gefang zu locken,  
Und daß die Wiese sich zum Teppich webt,  
Verleiht sie Farbenpracht den Blumenglocken.

Den Maien spenden sie den Zauberduft,  
Und daß den Lenz wir überall gewahren,  
So streun sie Frühlingsboten in die Luft:  
Der Schmetterlinge buntbeschwingte Schaaren.  
Sie träufeln Honig jeder Blüte ein,  
Sie treiben allerwegs zu Lust und Scherzen, — —  
Und wir auch werden nicht vergessen sein:  
Sie schenken Liebessehnsucht jedem Menschenherzen.

## Im Fegeseuer.

Humoristische Erzählung von B. Rudolf.

(Fortsetzung.)

Die kalte Küche mundete mir vortrefflich; — saftiger Kalbsbraten und duftiger Schinken, zartes Geflügel und noch zarterer geräucherter Rheinlachs, dazu Kaviar und ein feiner französischer Käse, — all' das vereinigte sich zu einem Mahle, wie es mir, dem armen Teufel von Philologen, so reich und köstlich kaum je vorgekommen war. Und der perlende Rheinwein im grünlich angehauchten Glaskelche setzte dem allen die Krone auf, — ich fühlte mich ungeheuer behaglich; so leben die Götter, dachte ich mir, nur — daß den Göttern die Göttinnen nicht fehlten.

Ah bah! Ich schlürfte einen mächtigen Schluck des prächtigen Weins, — man muß auch nicht alle Herrlichkeiten in den Himmeln und auf Erden gleichzeitig genießen wollen, — zudem umgaulen mich da, — wenn nicht Göttinnen, Nymphen oder Feen, so doch leidhaftige Götterkinder oder, noch besser, Elfen. Die reizende Ella mit ihrem goldblonden Haargelock, dem feingeschnittenen Antlitz mit den großen tiefdunklen Augen und dem winzig kleinen Mündchen, die auf ihren zarten, zierlichen Füßchen leicht und lustig umherhüpfte, — das übermütig neckische Fritzen, das geschwätzig und naseweis wie eine Elster und beweglich wie ein Eichhörnchen immerfort plaudert und immerfort klettert, — ein Urbild lebendigsten Lebens.

Kurz — ich fand alles prächtig und entzückend rings um mich her. Den Garten zu meinen Füßen, den die himmelanstrebenden Laub- und Nadelbäume des Parks ernst und groß umsäumten, — selbstverständlich nicht zum mindesten.

„O, vor mir breitet sich aus eine Reihe herrlicher Tage, die ich meinem lieben Heinrich Klinger garnicht genug werde danken können, — eine romantische Idylle, wie sie nur ein großer Dichter, ein Goethe etwa, würdig zu besingen vermöchte — —“

„Onkel, armer Onkel, du hast gewiß Bauchgrimmen,“ ertönte da Fritzens helle Stimme, „du verdrehst ja ganz fürchterlich deine Augen, — wart', ich will gleich Berta sagen, daß sie dir einen nassen Umschlag um den Leib macht — —“

„Aber Fritz,“ entgegnete eilig und unwillig die verständigere

Ella, „Herr Rudolf braucht keinen nassen Umschlag, nicht wahr, lieber Herr Rudolf — —“

Die beiden Kinder machten mir ungeheuern Spaß.

„Rein, gewiß nicht, meine gute Ella, du hast ganz recht, ich habe auch kein Bauchgrimmen, Fritzen, und wenn ich die Augen so verdrehe, wie du sagst, so geschieht es nur, weil es mir hier so gut gefällt — —“

„Ach so, deswegen,“ meinte Fritzen befriedigt. „Da wirst du aber noch viel die Augen verdrehen, Onkel, — wenn du erst mit mir gehst in den Park an den Goldfischteich und auf den Aussichtsberg, — da wird es dir erst gefallen, — na warte, wir wollen gleich hin.“

„Aber Fritz, heute geht das nicht mehr, es wird schon dunkel und bald müssen wir ins Bett und unser Herr Rudolf geht auch ins Bett.“

„Ich will aber nicht ins Bett — nun grade nicht — ich führe meinen Onkel Rudolf an den Goldfischteich und auf den Aussichtsberg und zu den Büschen und den Hasanen und lasse die Nachtigallen schlagen, — nicht wahr, Onkel Rudolf, das wird dir gefallen?“

Ich beteuerte ihm, daß mir das alles sehr gefallen würde, aber heute wäre ich auch zu müde und Ella hätte recht, es wäre viel zu spät, morgen wollten wir aber den ganzen Tag zusammen umhergehen und ja keine von all' den Herrlichkeiten versäumen.

Fritzen war sehr mißvergnügt ob der Verzögerung.

„Onkel, du fürchtest dich wahrscheinlich vor dem schwarzen Mann, wenns ein bißchen dunkel ist; ja, ja, so ist's, sonst ließt du heut noch mit mir in den Park, — schäm' dich, Onkel, es gibt gar keinen schwarzen Mann,“ sagte er mit etwas verächtlichem Seitenblicke auf mich.

Der alte Franz machte dem Treiben der Kinder bald ein Ende. Gleichzeitig mit ihm kam die bereits mehrerwähnte Berta, ein junges, hübsches und kräftiges Kindermädchen, die mich etwas verschämt anguckte, als Fritz, den sie bereits an der



Hand hatte, um ihn zu Bett zu bringen, mir durchaus noch einen Kuß geben wollte und hinzufügte:

„Du sollst dem Onkel Rudolf auch einen Kuß geben, Berta, einen Gutenachtkuß, wenn du artig sein willst, dieses ist auch dein Onkel, Berta, und am Tage hat er einen Bart, wie er mir gesagt hat, und da ist er auch Lehrer.“

„Gutenachtküsse geben nur Kinder,“ belehrte Ella. „Ich zum Beispiel bin auch noch ein Kind, solange bis ich lange Kleider bekomme; deswegen gebe ich unserm Herrn Rudolf, wenn er mich ein wenig lieb hat, einen Gutenachtkuß, wie du, Fritz, aber von Berta will Herr Rudolf auch keinen Kuß, weil Berta kein Kind mehr ist.“

Die wirklich recht hübsche Berta schien mir ein wenig rot zu werden und lachte. Was mich anbetrifft, so kam mir im Grunde meines Herzens der Umstand, daß Berta kein Kind mehr war, keineswegs genügend vor, um sie vom Küssen auszuschließen, indessen, da ich nichts Besseres zu tun wußte, so küßte ich die kleine Ella wie ein Großvater auf die Stirn, ließ mich von Fritz umhalsen und wahrte im übrigen meinen Ernst und meine Würde echt schulmeisterlich.

Darauf trank ich noch einige Glas Rheinwein und strich dann ein klein wenig weinselig im Garten und Parke umher, allerlei grübelnd, träumend, schwärmend, — schließlich in hellauflodernder mondbeglänzter Lebenslust sogar singend, — Studentenlieder, Weinlieder, Liebeslieder, wie sie mir gerade Strophen- und versweise in dem Gedächtnisse haften.

Spät erst ging ich zu Bett und spät wachte ich auf. Mein Kopf war etwas wüß, mein Gemüt lange nicht so frei und froh als am Abend zuvor.

Mein erster Gedanke war: du hast dich hier doch etwas zu ungenirt eingeführt! Bei Lichte besehen warst du aus Rand und Band am ersten Abend unter fremdem, wenn auch gastlichen Dache! Ich hätte mir wahrscheinlich ernstlich Selbstvorwürfe gemacht, wenn ich nicht alsbald gestört worden wäre.

Plötzlich trommelte es nämlich derb und rasch an meine Tür. Der kleine Fritz war da, mich abzuholen zum Frühstück auf der Veranda. Er hatte sich partout nicht länger halten lassen. Die Gouvernante hatte noch immer ihre Hyäne, erzählte er mir, und das wäre famos, denn da könnten wir beide spazieren gehen, auch Ella könne mit, wenn sie lustig sein wolle.

Der alte Franz wollte den derben Jungen von mir abwehren, indem er sagte, ich würde den Vormittag über jedenfalls auf meinem Zimmer ungestört bleiben wollen, aber da ich dazu wirklich nicht die mindeste Lust hatte, mir vielmehr von der frischen Parkluft, dem im Blättergrün anmutig spielenden Sonnenschein und dem herzigen Kindergeplauder willkommene Zerstreuung meiner etwas kazenjämmerlichen Gedanken versprach, so versicherte ich Franz, daß ich mit Vergnügen einmal einen Tag lang die Stelle des kranken Fräuleins bei den Kindern vertreten und mit ihnen nach Herzenslust in Garten und Wald umherstreichen würde.

Der alte Franz schüttelte bedenklich den Kopf. Er meinte, es sei schwer, mit solch übermütigem kleinen Volke auszukommen, das müsse man gelernt haben, so ein junger Herr wie ich wäre dazu schwerlich so recht imstande.

Dieser Zweifel in meine pädagogischen Fähigkeiten kränkte mich fast. Ich belehrte den guten alten Franz freundlich, aber doch mit einigem Nachdruck, daß dies grade mein Fach sei und daß ich glaube, es nicht nur erlernt zu haben, sondern auch dafür geboren zu sein. Sei es doch auch nicht nur dankbar, sondern selbst eine höchst angenehme Arbeit, junge Gemüter zu beobachten und zu pflegen, sie zum Guten zu leiten und auf alles Edle und Schöne hinzuweisen — — —

Ich war bei diesen Worten ordentlich warm geworden und hatte meine Rechte der dicht vor mir stehenden Ella auf das Lockenhaupt gelegt. Das verständige Kind, das heut schon viel vertrauter zu mir war, schaute mich ernst und groß an und streichelte mich liebevoll.

Fritz hatte indessen zwei Stedensperde verschiedenen Kalibers herbeigeschleppt und versuchte mich beritten zu machen, indem er mir das Kleinere zwischen die Beine schob.

„Onkel, jetzt gehts los,“ rief er. „Komm nur immer hinter mir drein, aber mach mir mein Pferd nicht zu schanden.“

„Also, Sie wollen wirklich?“ fragte der alte Franz noch einmal.

„Gewiß, lieber Franz, ich sagte es ja schon, oder glauben Sie etwa, mir die Kinder nicht anvertrauen zu können?“

„Wir dürfen doch auch mit Berta den ganzen Morgen in den Park hinaus, und so klug und gut wie Berta ist Herr Rudolf ganz gewiß,“ mischte sich die kluge Ella ein.

„Nein, deswegen wars nicht. Wenns dem Herrn Kandidaten selbst wirklich nicht zuviel ist, dann in Gottes Namen.“

Damit ging er, seinen grauen Kopf bedenklich hin und her wiegend, ins Haus zurück.

Mich zogen die Kinder schwäzchend und jubelnd in den Park.

Bald gesellte sich uns noch ein vierter zu. Dieser war noch lauter und wilder als Fritz. Es war Cato — ein großer junger Hund, der die Geschwindigkeit des Windhundes mit der Stärke des Neufundländers zu vereinigen schien. Er gehörte meinem Freunde Heinrich, der ihm auch wohl des Kontrastes halber den Namen des finstern Feindes der Kartager gegeben hatte. Cato tat auch, als ob ich ein uralter Bekannter von ihm wäre, — er sprang an mir hinauf, leckte mich liebevoll, folgte meinem Rufe, — wenigstens zuweilen, und lief immer in weiten Kreisen, wie besessen bellend und heulend, alles aber vor Freude, um uns herum.

Allmählich ging der Park in Wald über, die wohlgepflegten Wege verschwanden, schmale, unebene, vielverschlungene Pfade traten an ihre Stelle.

Während Ella stets in meiner Nähe blieb und von dem Wege nicht weit abwich, drang Fritz und mit ihm Cato stets in das ärgste Dickicht ein, und plötzlich war weder von dem einen noch von dem andern etwas zu sehen oder zu hören.

Ella, die, als wir in den Wald kamen, ganz mutig versichert hatte, hier gingen sie mit dem Fräulein auch jeden Tag spazieren, fing nun an ängstlich zu werden und meinte, wenn Fritz nur nicht verloren ginge oder ins Wasser fiele, es gäbe so viele Gräben und Bäche im Walde und die seien so tief, ach so tief, daß der arme Fritz gewiß ertrinken müsse, wenn er in einen hineinfiele.

Wir begannen nun nach Fritz zu rufen, aber so sehr wir uns auch anstregten, eine Antwort erhielten wir nicht. Nun wurde auch mir angst, — wenn sich der wilde Junge verlaufen haben sollte, — wenn wir ihn nicht fänden und ohne ihn nachhause zurückkehren müßten, — welche Verantwortung, welche Schande für mich!

Ich schrie aus Leibeskräften: „Fritz, Fritz, lieber Fritz, — Fritz!“ — und Ella rief mit, bis ihre Stimme in Tränen erstickte. Dabei suchten wir immer eiliger und ängstlicher ringsumher, — mir brachen schon die hellen Angstschweißtropfen aus, — da schallte uns auf einmal mitten aus dichtem Gebüsch ein helles Kinderlachen entgegen:

„Onkel, ihr findet mich doch nicht, wenn ich nicht will,“ tönte die Stimme des kleinen Fritz, und ziemlich beschmuzt, von Dornen zerkratzt, mit Spinnweben und vertrocknetem Laub bedeckt kam der Knirps auf allen Vieren ans Tageslicht gekrochen. „Seid ihr aber ungeschickt und ist die Ella dumm, da weint sie gar, — warum weint sie denn eigentlich, Onkel?“

Ich war seelenfroh, daß ich den kleinen Kerl wieder mit heiler Haut vor mir sah; um aber einen recht tiefen Eindruck auf sein empfängliches Gemüt zu machen, blieb ich ganz ernst und suchte ihm begreiflich zu machen, daß er sehr unrecht getan habe, sich so zu verstecken und auf unsere Rufe nicht zu antworten, Ella habe sich schrecklich geängstigt, deswegen weine sie so, und es sei nicht gut von ihm, daß er uns solche Sorge bereitet habe.

Der kleine Kerl wurde wirklich ganz nachdenklich, aber nur einen Augenblick.

„Gut, Onkel,“ sagte er dann, „ein andermal will ich gleich schreien, wenn ihr nicht wißt, wo ich bin.“

„Tue das, mein Junge, und laufe überhaupt nicht mehr allein so weit fort. Wo ist denn übrigens Cato?“



Eato blieb verschwinden.

„Der findet sich schon allein nachhause,“ meinte Ella. „Dem Fräulein läuft er auch immer weg.“

Der Wald war mir verleidet, zumal Fritzen doch immer noch große Neigung zeigte, im Dickicht zu verschwinden. Daher war es mir sehr lieb, daß wir bald an eine Lichtung kamen, von der unser Blick auf ein schönes Dorf fiel, in dem augenblicklich viel Leben zu sein schien. Vom Dorfwirtshause her schallte Musik und von der Kirche Glockenläuten. Als wir näher kamen, erkannte ich die Ursache. Es ward eine große Hochzeit gehalten, — die Leute drängten sich nach der Kirche, — die Trauungsfeierlichkeit hatte soeben ihren Anfang genommen.

Ella klatschte in die Hände.

„O das ist hübsch, das ist wunderhübsch. Nicht wahr, lieber Herr Rudolf, da gehen wir einmal in die Kirche und sehen zu? Fräulein geht mit mir auch oft in die Kirche.“

Fritz vereinigte seine Bitten mit denen der Schwester. Da ich selbst begierig war, von solch einer ländlichen Hochzeit ein wenig zu schauen, und außerdem keinen Grund sah, den Kindern die Erfüllung ihrer Bitte zu versagen, so betrat ich mit ihnen die Kirche. Eben ging feierlicher Gesang zu Ende, — der Geistliche begann die Traurede. Er mochte sehr schön sprechen, denn die Männlein und Weiblein, welche in der Nähe des Altars standen, schauten ganz entzückt zu ihm auf, ich aber verstand kein Wort, denn der Zuschauer waren sehr viele und wir standen weit hinten.

„Onkel, das ist langweilig,“ raunte mir Fritz zu.

„In der Kirche ist es nie langweilig,“ kispelte Ella belehrend.

„Mir ist es in der Kirche aber immer langweilig, und ich laufe fort, wenn die nicht gleich wieder anfangen zu singen,“ replizierte Fritz schon etwas lauter.

„Pst, Fritzen!“ Ich legte bedeutsam den Finger auf den Mund. „Hier muß man ganz still sein, und gleich wieder fortlaufen können wir auch nicht — das wäre unschicklich,“ flüsterte ich dem Kleinen mit möglichst entschiedenem Ausdruck zu.

Unser Zwiegespräch war inzwischen vermerkt worden. Verschiedene Köpfe wendeten sich uns.

„Pst, pst!“ tönte es unwillig, und manch ein graues Haupt geriet in ärgerliches Schütteln ob der vermeintlich frivolen Störung.

Ich winkte den Kindern, jetzt ja recht still zu sein und schaute unverwandt nach dem Altar. Auch die übrigen Kirchenbesucher richteten ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Priester und das Brautpaar. Der erstere schien eine recht lange und eindringliche Traurede zu halten gewillt zu sein, — er kam über die Einleitung garnicht hinaus. Plötzlich fühlte ich mich am Rockärmel gezupft und hörte Ella flüstern:

„Herr Rudolf, lieber Herr Rudolf — wo ist denn Fritz?“

„Fritz?“ Ja, wo war Fritz?

Vor wenigen Minuten hatte er noch dicht an meiner linken Seite gestanden, nun war er spurlos verschwunden.

„Es wird ihm doch zu langweilig geworden sein, lieber Herr Rudolf, der ist gewiß hinausgelaufen,“ flüsterte Ella weiter.

Diese Vermutung erschien mir plausibel. Das Gescheitste war, wenn wir auch gingen. Auf keinen Fall durfte ich den quackfilbrigen kleinen Kerl sich selbst überlassen. Also trotz des wahrscheinlichen Aufsehens, welches unser vorzeitiger Rückzug machen möchte, mußten wir fort. Aber wenn Fritz nun doch in der Kirche war, — wenn er irgend ein Unheil anstiftete? Mich überkam plötzlich eine gelinde Angst. Ella, in Sorge um den Bruder, drängte lebhafter und auch ein wenig lauter. Sofort wurde das wieder bemerkt. Sogar der Geistliche schien wahrzunehmen, daß es Leute in der Kirche gebe, die seinen frommen Worten nicht andächtig lauschten, denn er erhob seine Stimme und deutlich schallten salbungsvoll die Worte durch die Kirche:

„Du hast erwählt aus der Schaar der Jungfrauen, sie, zu der dich dein Herz hingezogen schon von früher Kindheit, sie, die der Herr des Himmels und der Erde für dich erkieset hatte und

die darum auch dir in einem reinen und getreuen Herzen reiche Liebe entgegenbringt — —“

Da erschallte auf einmal noch eine Stimme durch die Kirche, ein Gesang ertönte, gar kein frommer Gesang — ich erkannte sofort unsern Fritz, der kräftiglichst intonierte:

„Suchs, du hast die Ganz gestohlen,  
Gib sie wieder her — —“

Weiter kam der Sänger nicht. Ein Duzend Weiberstimmen kreischten laut auf, Zornrufe und mühsam unterdrücktes Gelächter mischten sich zu einem gar nicht übeln Spektakel, eine Bewegung nach der Kirchentür deutete mir an, daß man unsern Fritz eben an die frische Luft beförderte.

Das Unheil war also geschehen. Mir klopfte das Herz laut und eine große Blutwelle drängte mir zu Kopfe. Rasch nahm ich Ella bei der Hand und drückte mich durch die Menschen gleichfalls zur Pforte. Vor derselben fand ich in der Tat Fritz, dem der Kirchendiener eine große Rede hielt über die entsetzliche Sünde, welche er eben begangen. Fritz schien ziemlich bestürzt ob des unerwarteten Erfolges seiner Gesangsleistung, meinte aber doch trotzig:

„Die andern haben doch auch gesungen. Warum soll denn ich bloß nicht singen? Ach, Onkel Rudolf, das ist gut, daß du kommst, sag doch einmal dem Manne, daß ich singen kann, wenn ich Lust habe!“

Der Kirchendiener und etliche alte Frauen, welche die Neugier noch außerhalb der Kirche festhielt, sahen mich sehr schief an.

„Das hätte der Herr auch wissen können, daß man solche kleine Kinder nicht mit in die Kirche nimmt; überhaupt was so'n Stadtherr in unserer Kirche will, — die machen sich ja doch bloß lustig über uns.“

„Will mir der Herr seinen Namen jagen, — der Herr Pfarrer wird jedenfalls gegen den Herrn Anklage erheben wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes.“

„Ja, ja,“ riefen die Weiber. „Bestraft muß er werden, — warum führt er kleine Kinder in unsere Kirche, — vielleicht hat ers dem Jungen erst angelehrt, das nichtsnutzige Lied, damit er die Trauung stören sollte, — so'nem jungen Menschen aus der Stadt, so'nem Studenten oder so dergleichen sieht das ganz ähnlich.“

Das war mir denn doch zu arg. Ich suchte den Leuten klar zu machen, daß ich die geschehene Störung selbst aufs allerlebhafteste beklage und geglaubt hätte, die feierliche Ruhe in der Kirche werde auch auf das Gemüt des allerdings noch sehr unverständigen fünfjährigen Burschen einen tiefen, fesselnden und bändigenden Eindruck machen, sonst hätte ich gewiß mit ihm das Gotteshaus nicht betreten; — aber man wollte mir keinen Glauben schenken. Der Kirchendiener notirte meinen Namen und meinte, das könnte ich ja dann alles vor Gericht sagen, ihn ginge es weiter nichts an.

Da war nun nichts weiter zu tun. Ich nahm die Kinder an die Hand und schritt in empfindlichst gedrückter Stimmung wieder nach der Richtung hin, woher wir gekommen waren.

An Fritzen verschwendete ich noch eine ganze Serie von Straf- und Mahnreden und Ella sekundirte mir tapfer dabei. Je näher wir jedoch dem Walde kamen, desto unmerklicher wurde der Eindruck dieser rhetorischen Leistungen auf den kleinen Sünder. Und als uns der Schatten der hochstämmigen Buchenwaldung umfing und vom Dorfe nichts mehr zu schauen war, hub Fritz, so guter Dinge, als wenn nicht das mindeste Ueble passiert wäre, an:

„Onkel, jetzt wollen wir Fangen spielen — das ist viel hübscher!“

Dabei ließ er meine Hand los und galoppierte in großen Säzen davon. Ich rief ihm nach:

„Fritz, Fritz, hier bleiben, bei uns bleiben!“

Das nutzte aber gar nichts.

Um den wilden Kerl nicht wieder aus dem Gesicht zu verlieren, mußte ich mich wohl oder übel mit Ella auch in Trapp setzen und hinterdrein rennen.



Das gab eine wilde Jagd von mehreren Minuten. Fritz hatte einen tüchtigen Vorsprung und konnte laufen, wie ein Wiesel. Ich hatte die edle Kunst der Schnellläuferei schon lange nicht mehr geübt und kam bald außer Atem. Auch rannte ich ein paarmal tüchtig an Bäume an und war wiederholt nahe daran, derb auf die Nase zu fallen. Endlich hatte ich leuchtend und schweißtriefend den behenden Jungen eingeholt. Der war zwar auch ein wenig hinter den Atem gekommen, wie man zu sagen pflegt, aber doch lange nicht so echauffert als ich.

„Onkel,“ rief er lustig. „Wenn ich nicht gewollt hätte, hättest du mich noch lange nicht eingeholt. Aber du siehst ja puterrot aus im Gesicht und kannst auch gar nicht mehr schnaufen, — ach, Onkel, da siehst du puzig aus, — urpuzig, — so —“

Er blies seine Backen auf, riß die Augen weit auf und schnaute fürchterlich.

Inzwischen kam auch Ella heran und sagte lachend:

„Uns tut das gar nichts, wenn wir so laufen. Tüchtig laufen ist gesund, sagt Papa. Aber, Herr Rudolf, meinen Sie nicht auch, daß wir jetzt noch ein wenig langsam weitergehen, damit Sie sich erst abkühlen, — denn das muß man, wenn man so erhitzt ist, sagt die Mama, und dann suchen wir uns ein recht schönes Plätzchen im Wald und da setzen wir uns ins Gras und ruhen ein wenig aus. Nicht wahr, lieber Herr Rudolf?“

Fritzchen klatschte in die Hände.

„Ja, das ist hübsch, — da brauchst du auch nicht so zu schnaufen, armer Onkel, und da kann ich singen, nicht wahr, laut und lustig darf ich da singen, und da schilt mich niemand, gelt, Onkel?“

Bald hatten wir ein prächtiges Plätzchen gefunden, — eine kleine Lichtung mit einem prächtigen Wiesenplan, ringsum von dichtbelaubten Bäumen um-

standen und von einem murrenden Bächlein durchrieselt. — „Gut, Kinder, hier lassen wir uns nieder,“ sagte ich. „Du aber, Fritzchen, gehst nicht zu nahe an den Bach, daß du nicht hineinfällst, hörst du?“

Fritzchen versprach es hoch und teuer. „Ich gehe viel lieber dort drüben an die Sträucher. Dort reiße ich mir einen Zweig ab und mach mir 'nen Stoc daraus, einen schönen Spazierstock, und dir mach ich auch einen, Onkel — warte, du wirst dich freuen.“

Ich ließ ihn gewähren, ermahnte ihn nur, ja nicht wieder ins Gebüsch hineinzukriechen und sich zu verstecken.

Schon hatte er einen tüchtigen Zweig unter harter Arbeit sich abgebrochen, da hielt er inne und rief:

„Onkel, was ist denn das? Es raschelt hier immer so in den Büschen. Gibts im Walde denn Gespenster? Ach Gott, wahrhaftig, das ist ja gar niemand weiter als der Cato.“

Und richtig — der Cato kam durch das Gebüsch gebrochen, wo es am dicksten war. Also waren wir vier wieder glücklich vereint.

Nun begann ein tolles Umherspringen und Umherkugeln auf der kleinen Wiese. Fritz und Cato überboten sich an Wildheit und Behendheit und Ella ward angesteckt und tollte mit. Da die wilde Jagd sich aus meinem Gesichtskreise nicht entfernte und sich auch nicht bis an den übrigens keineswegs tiefen Bach heranwagte, weil da der Rasen aufhörte und der Boden etwas unangenehm steinig ward, so ließ ich allgemach alle Besorgnis fahren und begann auch über das Kirchenabenteuer ruhiger zu denken. — Freilich, eine Anklage wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes wäre für mich, den Kandidaten des höhern Lehramts, äußerst fatal gewesen, aber welcher vernünftige Mensch konnte mich ernstlich für die kindliche Unbesonnenheit des fünfjährigen Knaben verantwortlich machen wollen!

„Aber Fritz, was hast du nun wieder gemacht, mein Hut, mein neuer schöner Hut!“ So ertönte auf einmal schreckensvoll die Stimme Ellas.

Ich sah, auch erschrocken, nach den Kindern. Ella rang die kleinen weißen Hände und schaute nach einem Baum, der dicht auf jenseitigen Ufer des Baches stand. Fritz wollte sich halb tot lachen.

„Das ist aber komisch. Gut nur, Onkel, so hoch hab ich Ellas Hut geschleudert, da ganz oben im Baume sitzt er, wie ein Vogel, das kannst du gewiß nicht, Onkel.“

Der Hut hing richtig hoch oben im Baume. Fritz hatte ihn auf der Spitze seiner langen Gerte, die er sich vorhin abgebrochen, herungetragen und ihn dann ein paarmal in die Luft geschleudert, bis er auf dem Baume hängen blieb.

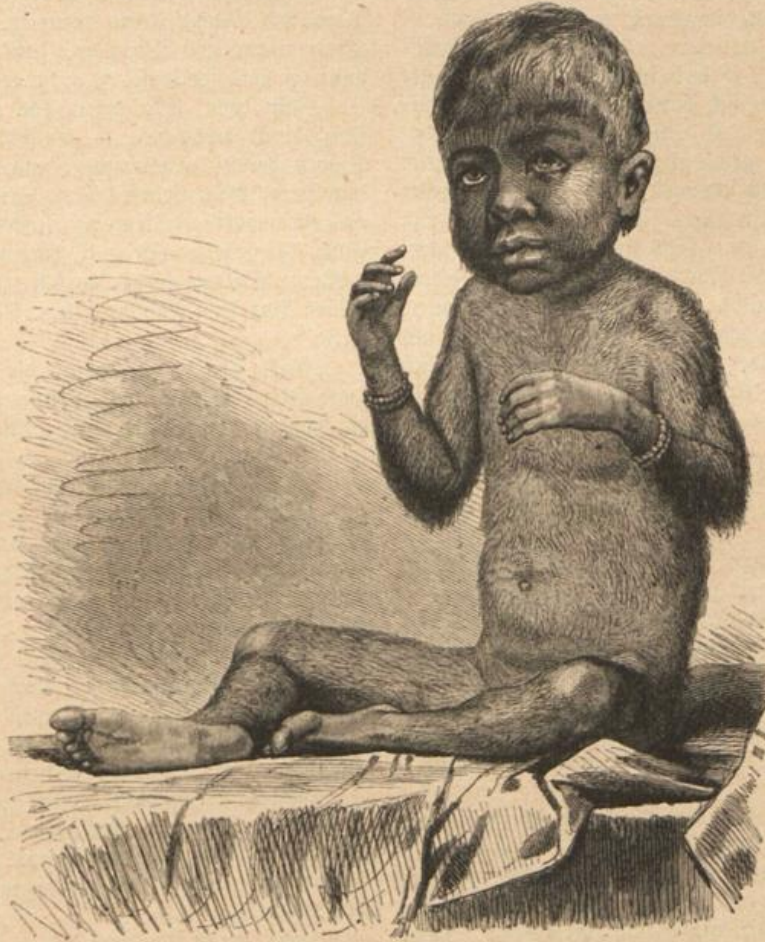
„Lieber, einziger Herr Rudolf, wie bekomme ich nun meinen schönen neuen Hut wieder?“

Da war guter Rat teuer.

„Onkel Rudolf reiße den Baum um, nicht, Onkel Rudolf?“ sagte Fritz.

Das war freilich leicht gesagt. Vorläufig konnte ich garnicht einmal zu dem Baume hin, denn der Bach war doch zu breit, um darüber zu springen. Mit einer Gerte, auch einer möglichst langen, war der Hut nicht zu erreichen. Wenn jemand auf den Baum kletterte, war er noch am leichtesten zu holen, aber wer sollte das tun? Nun wer? — niemand anders als ich. Ich hätte allerdings auch mit den Kindern rasch ins Schloß zurückgehen können und von da jemanden, der des Kletterns kundiger war als ich, nach dem Hute ausschicken können. Aber abgesehen davon, daß inzwischen leicht ein vagabundirender Handwerksbursche oder sonst ein mit den Unterschieden des Mein und Dein es nicht allzugenau nehmendes Menschenkind den feinen, gewiß nicht wohlfeilen Hut als gute Preiße hinweggeschleppt haben konnte, mochte ich auch nicht mit dem Geständnisse heimkehren, daß, während die Kinder sich unter meiner Obhut befanden, irgend etwas geschehen sei, zu dessen Ausgleich ich nicht selbst Manns genug gewesen wäre.

Stem — mußte ich selbst auf den Baum und zunächst über



Auch eine vom schönen Geschlecht. (S. 466.)



den Bach. Ich lief hin und her, um einen Steg darüber hinweg oder eine schmalere Stelle zu finden — aber vergeblich.

„Onkel, unser Bruder Heinrich ist schon oft durch solche Bäche durchgewatet und hat uns hinübergetragen,“ meinte Ella.

Das war ein Gedanke.

„Da hat er sich die Stiefeln ausgezogen?“ fragte ich.

„Ja freilich und die Strümpfe dazu.“

Ganz richtig, warum auch nicht?

Ich zog hastig Stiefeln und Strümpfe ab, steckte die letzteren in die ersteren, streifte meine Hosen bis ans Knie auf — mehr war es jedenfalls nicht nötig — und watete in den Bach hinein.

Ella sah schon im vorhinein mit freundiger Dankbarkeit auf mich hin, Fritz schaute mir auch erwartungsvoll zu und selbst Cato stand still und beobachtete sorgsamst, was ich begänne.

Der Baum war leicht zu erklettern. Dicht überm Erdboden begann er sich zu verzweigen, so daß ich wie auf einer Leiter emporzusteigen vermochte. Freilich hätte ich besser getan, mir zu dieser Kletterpartie wieder die Stiefeln anzuziehen, denn meinen an Barfußgehen nicht gewöhnten Fußsohlen wurde durch die harte und vielfach zerrissene Baumrinde ziemlich unangenehm zugefügt. Insbesondere, die Stiefeln lagen jenseits des Baches und ich brauchte ja bloß noch ein ganz klein wenig höher zu steigen, so war der Hut erreicht. So glaubte ich wenigstens. Jedoch ganz so leicht ging es doch nicht. Die Äste wurden dünner, je höher ich kam, die meisten waren zu schwach, um mir als Leitersprossen zu dienen. Daher ging das Klettern schließlich sehr langsam und für meine Ungeübtheit auch recht schwierig vonstatten. Und ehe ich mein Ziel erreicht hatte, wurde ich wieder unterbrochen.

„Onkel, Onkel!“ schrie Fritz laut aufjauchzend. „Nein, das ist ja zu spaßig, — wie der Cato mit deinem Stiefel herumspringt.“

„Cato, wirst du wohl Herrn Rudolfs Stiefel stehen lassen, Cato, du ungezogener Cato du,“ rief Ella.

Ich warf einen Blick hinunter. Cato hatte meinen Stiefel im Machen, — gerade den, in welchen ich meine Strümpfe gesteckt hatte, und tanzte wie besessen mit ihnen auf der Wiese herum.

„Nicht wahr, Herr Rudolf, der Cato muß den Stiefel gleich wieder hergeben? Der wirft ihn am Ende noch ins Wasser,“ meinte die vernünftige Ella.

„Nimm ihm den Stiefel ab, liebe Ella,“ rief ich, da ich die Besorgnis Ellas nicht unbegründet fand.

Mit dieser Weisung hatte ich nicht gut getan. Denn kaum lief Ella auf Cato zu, um ihm den Stiefel abzunehmen, so machte dieser ein paar Riesensätze und verschwand sammt dem einen Stiefel und beiden Strümpfen im Gebüsch.

„Cato, Cato, sofort hierher,“ rief Ella, was sie nur rufen konnte, während Fritz sich den Bauch hielt vor Lachen.

Mir war der Schreck wieder gründlich in die Glieder gefahren.

Wenn der Cato mit dem Stiefel nicht mehr zu erwischen war, so mußte ich barfuß nach dem Schlosse zurückgehen, — wie ungeheuer lächerlich mußte ich da erscheinen!

Ich kletterte eiligst wieder von dem Baume herab, nur von dem Gedanken besetzt, meinen Stiefel wieder zu erobern.

Aber soviel ich, unterstützt von Ella und schließlich auch von Fritz, nach dem räuberischen Hunde herumsuchte und schrie —

schließlich trug ich nichts weiter davon, als wunde und blutende Füße, — Cato, der Stiefel und die Strümpfe waren und blieben verschwunden.

Das war zum Tollwerden.

„Ella,“ rief ich endlich ganz verzweifelt, „weißt du, wie weit es von hier nachhause ist?“

„Gewiß, Herr Rudolf. Es ist garnicht so sehr weit und ich kenne den nächsten Weg ganz genau. In einer Viertelstunde sind wir zuhause, wenn wir wollen.“

Auf meinen nackten Füßen eine Viertelstunde im Walde zu marschieren, über Baumwurzeln und Gerölle, traute ich mich nicht.

„Seit Ihr schon einmal allein so eine Strecke Wegs hier im Walde gegangen?“

„Oft, lieber Herr Rudolf,“ antwortete Ella, „das heißt, ich mit Fritz. Allein darf er nicht soweit laufen, das haben ihm Papa und Mama streng verboten. Aber wenn ich ihn an die Hand nehme und ihm sage, daß Papa sehr böse sein würde, wenn er mir fortlaufe, so geht er auch ruhig mit.“

„Nun denn, Ella, wenn das ganz gewiß so ist, so gehe mit Fritz direkt nachhaus, — vielleicht ist da Cato mit meinen Sachen bereits angekommen, und wenn nicht, so möchte mir der alte Franz mein anderes Paar Stiefeln und ein Paar Strümpfe aus meiner offen daliegenden Reisetasche hierhergeschicken, — meine Füße schmerzen mich, ich bin natürlich nicht gewöhnt, eine größere Strecke Wegs barfuß zu gehen. Indessen hole ich deinen Hut vom Baume, liebe Ella, das kriege ich schon noch fertig.“

„Gut, Onkel, ich bringe dir selbst die andern Stiefeln,“ sagte Fritz, der jetzt auch nicht mehr lachte. „Der Cato ist doch ein ganz unerschämter Kerl. Ich werd' es Heinrich sagen, daß er ihn tüchtig durchprügelt.“

Die Kinder gingen eilig von dannen. Ich blieb in Besorgnis und Scham über all das mir heut Morgen widerfahrne, im Grunde durchweg durch eigne Unbesonnenheit veranlaßte Ungemach zurück. Und wenn es damit des Pechs noch nicht genug wäre! Wenn die Kinder doch den Weg nicht fänden und ihnen etwas Unangenehmes zustieße?

In denkbar unangenehmster Stimmung watete ich mit meinen schmerzenden Füßen wieder durch den Bach und begann von neuem auf den Baum zu klettern.

Ich war mit vieler Mühe wieder dem hoch oben schwebenden Hute nahe gekommen, da vernahm ich menschliche Stimmen.

Sollten die Kinder schon zurück sein? Nein, — das waren die Stimmen Erwachsener. Sie näherten sich rasch. Sie kamen direkt auf den Baum zu, dessen Zweige mich umhüllten und leidlich gut verbargen. Jetzt waren sie ganz in der Nähe.

„Hier ist es wunderhübsch,“ rief eine mir merkwürdig bekannte Mädchenstimme. „Hier der krystallhelle Bach, dort die prächtiggrüne Wiese. Hier lagern wir uns ein wenig, schlage ich vor.“

„Angenommen,“ riefen mehrere Stimmen; „jawohl, hier ist es schön.“

Sie lagerten sich wirklich kaum fünf Schritt von meinem Baume.

Da steckte ich denn — jetzt hätte ich wirklich verzweifeln mögen — in einer richtigen Mausfalle. Unten eine Gesellschaft eleganter Herren und Damen. Oben ich mit bis zum Knie nackten, vom feuchten Erdreich beschmutzten und wunden Beinen. Was nun tun?

(Schluß folgt.)

## Welthandel und nationale Produktion.

Von Bruno Geiser.

(Fortsetzung.)

Auf tabellarische Darlegung der Waarenumsatzverhältnisse mit den übrigen uns Deutschen im Welthandel gegenüberstehenden Ländern, insbesondere mit den Niederlanden, Nordamerika,

Belgien und der Schweiz können wir verzichten, zumal das Bild, welches wir von der Mannichfaltigkeit unserer Weltverkehrbeziehungen geben wollten, dadurch nicht mehr wesentlich



bereichert werden könnte. Wichtiger ist, zu sehen, wie der Anteil Deutschlands am Welthandel sich zur Gesamtheit desselben verhält.

In sehr klarer und in den zur Ausführung gelangenden Tatsachen durchaus zutreffender Weise spricht sich Neumann-Spallart in der bereits angezogenen Abhandlung über die hervorragendsten Waaren des Welthandels aus, indem er schreibt:

„Der heutige Welthandel umfaßt fast ausnahmslos alle erdentlichen Produkte des Bodens und des menschlichen Gewerbefleißes; infolge der Beschleunigung des Gütertransports und der Erniedrigung der Frachtsätze im See- und Landverkehr gibt es kaum mehr einen einzigen Artikel und wäre er im Verhältnis zu Volumen und Gewicht noch so geringwertig, welcher nicht in die Kreise des Welthandels einbezogen wäre. Die schwere und billige Steinkohle, das rasch dem Verderben unterliegende Fleisch, das voluminöse Getreide, die Kartoffeln, kurz eine ganze Reihe von Gütern, welche man früher an die Vertikalität ihrer Gewinnung gebunden dachte, werden jetzt auf hunderte von Meilen, über den Ozean und quer durch ganze Kontinente versendet. Die Mannichfaltigkeit und Masse der Welthandelsgüter ist daher jetzt eine unendlich größere (!), als man vor zehn Jahren nur geahnt hätte; es wäre nicht möglich, auf engem Raum ein halbwegs erschöpfendes Bild dieses tausendfältig verschlungenen Gebietes zu geben. Um nur einige der wichtigsten Stapelartikel des Welthandels zu nennen, heben wir diejenigen heraus, welche ihrem Wert nach vielleicht drei Viertel aller Umsätze betragen.

„In erster Reihe sind jetzt Brodfrüchte und Mehl zu erwähnen; der Handel mit diesen ist so organisiert, daß sich alle fünf Erdteile gegenseitig ihren Ueberschuß und Bedarf ausgleichen, und daß die Getreideversorgung der auf fremde Zuschüsse angewiesenen Staaten sich billiger und regelmäßiger durch den Welthandel vollzieht, als es bei der einstigen eigenen Produktion der Fall war (!). Zu den Staaten, welche diese Versorgung mit den Ueberschüssen ihrer Landwirtschaft leisten, gehören: Rußland, mit einer Ausfuhr von 60—90 Millionen Hektoliter im Wert von 850—1200 Millionen Mark, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit mehr als 191 Millionen Bushels im Werte von 696 Millionen Mark (1878), Oesterreich-Ungarn mit einem Mehrexport von 10 Millionen Zentnern im Werte von 234 Millionen Mark, die unteren Donauländer, Spanien, Dänemark, Ostindien, Algerien, Australien, Ägypten. In die andere Gruppe der Staaten, welche auf den Import von Zerealien und Mehl angewiesen sind, gehören Großbritannien mit Zufuhren von 123—129 Millionen Zentner im Wert von 57—62 Mill. Pfd. Sterling, Frankreich, das für Mehrezufuhren 1878 allein 417 Mill. Mark bezahlen mußte; Deutschland, dessen Getreidehandel in den letzten Jahren um 255—372 Mill. Mark passiv war; dann Belgien, die Schweiz, Niederlande, Italien, Schweden und Norwegen, Portugal und Griechenland. Alles in allem hat der Getreidehandel von 1871—77 zwischen 4800 und 5800 Mill. Mark jährlich, d. h. beiläufig 10 Proz. aller Welthandelsumsätze, betragen.

„Nächst Getreide werden unter den notwendigen Nahrungsmitteln Vieh und Fleisch zu regelmäßigen Welthandelsgütern. Nicht bloß die europäischen Staaten unter einander treiben diesen neuen Handelszweig mit großem Schwung, sondern die außer-europäische Fleischversorgung ist eine Notwendigkeit und in kurzer Zeit erstaunlich gut organisiert worden. 1877 belief sich der Gesamtumsatz von lebendem Vieh, von Fleisch und Konserven zwischen den wichtigsten europäischen Staaten auf nahezu 1000 Mill. Mark.

„Zu den Stapelartikeln des Welthandels gehören ferner alle Kolonialwaaren. Man schätzt die Menge des in den Handel gelangenden Kaffees auf ca. 10—11 Mill. Ztr., und hierbei hat Brasilien mit einer Ausfuhr von 4,3 Mill. Ztr. den ersten Platz. Von Zucker gelangen alljährlich beiläufig 37 Mill. Ztr. Rohzucker und 28—30 Mill. Ztr. Rübenzucker in den Verkehr, und daran partizipiert Kuba mit 10—12 Mill. Ztr. Produktion in

größtem Maß; von Tee werden jährlich aus China, Japan, Ostindien und Java 290—296 Mill. Pfd. in den Außenhandel gebracht. Tabak endlich kommt in dieser Gruppe von Welthandelsgütern mit einer Produktionsmenge von mindestens 10—11 Mill. Ztr. vor, wovon beiläufig 3,3 Mill. Ztr. auf die europäische und 6,3 Mill. Ztr. auf die außereuropäische Kultur entfallen.

„Blicken wir auf die Erzeugnisse der Weltindustrien, so stehen die Textilgewerbe obenan. Die Baumwolle repräsentiert schon als Rohstoff, welcher aus Amerika, Britisch-Indien, Ägypten u. in alle Teile der Erde gelangt, ein Quantum von ca. 3000 Mill. Pfd. im Wert von mindestens 1400 Mill. Mark. Veranschlagt man die Erhöhung dieses Werts durch das Spinnen und Weben, so ist es berechtigt, vom „King Cotton“ zu sprechen; repräsentiert doch der englische Export an Garnen und Geweben allein zwischen 1400 und 1600 Mill. Mark. In etwas geringerem Grade tritt die Wollmanufaktur im Welthandel auf, aber auch sie hat noch einen großen Anteil an den Totalumsätzen; die Zufuhr von Rohwollen aus den überseeischen und Kolonialgebieten beträgt jährlich beiläufig 800 Mill. Pfd., die Wollproduktion in Europa kann nahezu ebensohoch veranschlagt werden; dieses ganze Quantum zusammen läßt sich gering auf 1300 Mill. Mark verwerten und führt wieder zu großartigen Wertsteigerungen in den Spinnereien und Webereien. Die Seide endlich wird in einem Quantum von 8—10 Mill. Kilogr. (je nach der Ernte) in den Verkehr gebracht; davon entfallen 2,3—3 Mill. Kilogr. auf die europäischen Staaten (Italien voran) und der Rest auf China, Japan, Ostindien, Persien u. Der Wert der Seidenausfuhr von China allein betrug in den letzten Jahren zwischen 120 und 190 Mill. Mark, jener von Japan 30—50 Mill. Mark.

„Außer diesen Stoffen sind es die Produkte der metallurgischen, obenan die Eisenindustrie, welche dem Welthandel fortwährend riesige Wertsummen liefern; die Roheisenproduktion allein wird in allen Ländern der Erde auf ca. 280 Mill. Ztr. geschätzt; gering bewertet, repräsentiert sie 600—700 Mill. Mark; was daraus an Gußwaaren, Stabeisen, Stahl und Stahlfabrikaten, Schienen, Blechen, Draht u. in den Welthandel kommt, läßt sich auch nicht annähernd statistisch verfolgen. Ebenjowenig hat man sich bisher der Mühe unterzogen, den Wert der übrigen metallurgischen Erzeugnisse, der chemischen und der keramischen Produkte im Welthandel zu summieren. Jede dieser Gruppen nimmt einen großen Quotienten der oben ausgewiesenen Gesamtwertsumme von 56 Milliarden Mark in Anspruch; es wäre ein lohnendes Feld der Untersuchung, den Anteil einer jeden einzelnen Gruppe zum Zweck ihrer richtigen Beurteilung in der Wirtschaft des Menschengeschlechts zu ermitteln.“

Die vorstehenden Teile der Neumann-Spallart'schen Abhandlung bieten, wie schon erwähnt, zuverlässiges statistisches Material; dabei atmen sie eine Art von Begeisterung oder wenigstens von Befriedigung über die Trefflichkeit des Welthandels und seiner „Organisation“. Lieft man nun eine solche Arbeit, deren heutzutage Legionen geliefert werden, mit gutem Zutrauen in die schlussfertige Logik und die vermeintlich wissenschaftlich gut fundierte Anschauungsweise des Verfassers, so wird man die großen Zahlen der Welthandelsumsätze und das wunderbar exakte Funktionieren des Weltwirtschaftsverkehrs nicht anders als mit respektvollster Bewunderung betrachten können.

Wie ist es doch so schön: der eine Weltteil leidet Mangel an irgend einem Produkte, das ein anderes Land, ein anderer Weltteil im Ueberfluß hervorbringt, — flugs erregt der Mangel des einen das menschliche Mitgefühl des andern, und herzlich wohlwollend, wie einer sowohl als der andere ist, greift dieser jenem mit seinem Ueberfluß hilfreich unter die Arme. Fürwahr schön und rührend zugleich!

Schade nur, daß diese idyllische Anschauung weltwirtschaftlicher Verkehrsverhältnisse bei näherer, kritischer Betrachtung, bei wissenschaftlicher Untersuchung sich absolut nicht stichhaltig zeigt.



Es ist ja freilich richtig, wir dürfen es als vorteilhaft begrüßen, daß z. B. wir Deutsche diejenigen Artikel unseres Waarenbedarfs vom Auslande geliefert erhalten, welche wir selbst garnicht oder doch nur in bei weitem nicht zureichenden Mengen produziren.

Zu einer unzweifelhaften Wohltat wird dieser Vorteil, soweit es sich um Produkte handelt, die im eigenen Lande zu erzeugen sehr schwierig, vorläufig nicht angänglich oder garnicht möglich ist, und die wir auch nicht durch andere Produkte zu ersetzen vermögen oder verstehen.

Das ist z. B. der Fall mit den meisten der von Neumann-Spallart erwähnten Kolonialwaaren, insbesondere von Kaffee, Tee, Kakao, frischen und getrockneten Südfrüchten, ausländischen Gewürzen, ferner mit Reis, Heringen, roher Baumwolle, Petroleum, Chinarinde, Farbhölzern, Chilisalpeter u.

Es ist sicherlich für uns höchst angenehm, daß uns aus fernen Ländern her unsere Hanseaten im Verein mit den Niederländern, den Engländern, den Belgiern und den bezopften und nicht bezopften Asiaten mit Kaffee, Kakao und Tee, die Oesterreicher, Hanseaten und Niederländer mit Südfrüchten, die Engländer, Norweger, Niederländer und Hanseaten mit Heringen, die Hanseaten, Niederländer, Asiaten, Engländer und Belgier mit Reis, die Nordamerikaner, Hanseaten, Franzosen, Niederländer, Italiener, Asiaten mit Baumwolle, die Niederländer und Engländer mit Chinarinde u. s. f. versorgen.

Aber auch hier gilt schon die mit der Gemüthlichkeit im Weltverkehr es vorläufig noch ziemlich ernst nehmende Frage: Geschieht denn das wirklich ganz oder doch teilweise aus purer Menschenliebe?

Nun, — spielte die aufopferungsvolle Menschenliebe beim Welthandel eine hervorragende Rolle, so wären die, deren Namen wir in eben gescheneher Aufzählung von Waaren unsers Verkehrs mit dem Auslande am häufigsten wiederkehren sehen, Engel in Menschengestalt, — die Herren Engländer, Niederländer, Belgier und auch unsere Hansestädter.

Wo sich nämlich bei irgend einem Volke ein Mangel an Waaren seines Bedarfs geltend macht, da ist sofort der edle John Bull bei der Hand und neben oder dicht hinter ihm drängen sich die Pfefferfäcke von Amsterdam und Antwerpen, und dann auch die deutschen Hanjen von Hamburg und Bremen herzu, um zu helfen. Selbstverständlich muß das weltwaarenbedürftige Volk zahlungsfähig sein; ist das der Fall, so kommt es keinem der Macher im Welthandel darauf an, wo er die fraglichen Produkte hernehmen soll, geschweige denn, ob sein eigenes Volk sie produziert, — sie schleppen sie aus Süd- und Nordamerika, aus Asien, Afrika und Australien zusammen und verkaufen sie alsdann dem bedürftigen Volke.

Sie verkaufen natürlich mit Profit, mit einem Profit, der die Transport- und sonstigen Kosten, die der Vermittler hat, in den allermeisten Fällen weit übersteigt, — da liegt zunächst ein Hund begraben.

Im Preise des Kaffees, Tees, Kakaos, des Reis, der Baumwolle u. bezahlen wir nicht nur die Produktions- und Transportkosten, sondern auch eine meist sehr beträchtliche Steuer, die das uns die Waaren übermittelnde Welthandelsvolk je nach Gunst der Umstände darauf gelegt hat.

Diese Steuer ist eine gänzlich überflüssige Belastung unsers Geldbeutels, — sie ist nur geschuldet der Mangelhaftigkeit des Weltwirtschaftsverkehrs; denn, warum sollten wir uns nicht die transzoanischen Produkte, deren wir nicht gut entbehren können, selbst zu holen, die Steuer uns also zu ersparen vermögen? Freilich wir sind trotz der Hanseaten, die auch etwas besseres tun könnten, als nur zu handeln, noch lange nicht zuregenüge mit den Mitteln des Weltverkehrs, vorzüglich einer so großen Handelsflotte, ausgerüstet, — aber wäre diesem Uebelstand nicht verhältnismäßig leicht abzuhelfen?

Gelingt es uns, unsere Handelsflotte entsprechend zu vermehren, mit ihr den Engländern, Niederländern u. s. w. den

teuererkaufenen Liebesdienst der Weltwaarenvermittlung abzunehmen und an die Stelle der meist riesigen Welthandelsprofite die einfachen Transportkosten zu setzen, dann werden wir in Deutschland Kaffee, Tee, Reis, Baumwolle u. sehr viel billiger haben können als bisher, und da das alles Artikel des Massenkonsums sind, so würde damit dem gesammten deutschen Volke eine gewiß hoch anzuschlagende Wohltat erwiesen sein.

Neben den Weltwaaren, welche Deutschland selbst garnicht produziert, gibt es nun aber eine ganze Reihe anderer, welche es in beträchtlichen Quantitäten vom Auslande bezieht, obschon es dieselben auch selbst herstellt, ja zumteil selbst exportirt.

Das geschieht z. B. mit Getreide, Malz, Hülsenfrüchten und Kartoffeln, von welchen eingeführt wurden im Jahre 1881 für 346 Millionen Mark, während davon zur Ausfuhr gelangten für über 64 Millionen Mark; ferner mit Nahrungsmitteln tierischen Ursprungs, nämlich Fleisch, Geflügel und Wild, Fleischextrakt, Schweine- und Gänsefett, frische Milch und Molken, natürliche und künstliche Butter, Käse, Eier, Honig, frische und nicht frische Fische, Krebse, Kaviar, Austern, wovon wir einfuhrten 1881 für 141 Millionen Mark und dafür ausführten für 52 Millionen. Des weiteren importirten wir gegohrene Getränke, — Bier, Branntwein, Essig, Wein, — Mineralwasser und Speiseöle für 54 Mill. Mark, während wir für 94 Millionen exportirten. Dann von Erden und Steinen, d. s. Kalk, Cement, Kreide, Gips, Kaolin (Porzellanerde), andere Erden, dazu Abfälle von Glashütten und Glasherben, rohe oder bloß behauene Steine. Dachziegel u. haben wir zu verzeichnen eine Einfuhr für 30 Millionen Mark gegenüber einer Ausfuhr von fast 49 Millionen. Von rohen unedlen Metallen — Eisen, Blei, Zinn, Zink, Kupfer, Messing, Nickel, Quecksilber — Einfuhr für fast 49 Millionen Mark bei einer Ausfuhr für nahezu 74 Millionen. Von Bau- und Nutzholz Einfuhr für 86 Millionen Mark bei einer Ausfuhr von 33 Millionen. Von Rindshäuten, Kalbsfellen, Schaf-, Lamm-, Ziegenfellen, Fellen zur Pelzbereitung u. s. w. Einfuhr von 131 Millionen Mark gegenüber einer Ausfuhr von 79 Millionen. Von Menschenhaaren, Pferde- und sonstigen Tierhaaren, Borsten, Federn (mit Ausschluß der zugerichteten Schmuckfedern) und Seegras Einfuhr von 37 Mill. Mark bei einer Ausfuhr von 21 Millionen Mark. Von Baumwollen- und Leinengarnen, keinem Zwirn, abgehaspelter gekämmter Seide, Seidenwatten, Baumwollen- und Wollenwolle u. Einfuhr von 271 Millionen Mark, Ausfuhr 131 Millionen. Von baumwollenen, leinenen, seidenen und halbseidenen, wollenen und andern Zeugwaaren, einschließlich Weiß- und Manufakturwaaren Einfuhr von fast 70 Millionen Mark, Ausfuhr von 408 Millionen. Von Spizen und Baumwollstidereien, Zwirns- spizen und leinenen Stidereien, halb- oder ganzseidenen Spizen, seidenen Tüllen, Spizen, Tüllen und Stidereien aus Wolle Einfuhr 18 Millionen Mark, Ausfuhr 10 Millionen. Von Lokomotiven, Lokomobilen, Dampfmaschinen, Maschinen, Kränen, Fortepianos und andern Musikinstrumenten, Uhrsournituren, Taschenuhren, Stutz- und Wanduhren u. Einfuhr 34 Millionen Mark, Ausfuhr fast 96 Millionen Mark.

Vorstehendes Verzeichnis ist keineswegs vollständig; es vereint jedoch so ziemlich alle für unsere Produktion und unsern Konsum bedeutungsvollen Waaren, die wir selbst produziren und dennoch in erheblicher Menge vom Auslande beziehen.

Gewiß ist es von großem Interesse, die Gründe zu untersuchen, welche uns bisher verhindert haben, den Bedarf des eignen Volkes mit von ihm selbst hergestellten Waaren zu decken, und festzustellen, ob es nützlich und möglich sei, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen, d. h. auf den eignen Märkten die mit der eigenen Waare konkurrierenden fremden Waaren aus dem Felde zu schlagen und damit uns wirtschaftlich stärker und wohlhabender zu machen, als wir bisher waren.



## Poetische Aehrenlese.

## Das Auge.

Son

Adelbert von Chamisso.

Dir ist der alte Müller bekannt,  
Volei, der wackre, wird er genannt,  
Bettlägerig ins zwanzigste Jahr,  
Der Geist noch kräftig, heiter und klar.

Ihn rührte der Schlag in der Schreckensnacht,  
Wo vom Stall herüber, vom Sturme gefacht,  
Der ungeheure Brand das Schloß  
Ergriff und über das Dorf sich ergoß.

Wo's galt zu retten, war er dabei,  
Der Erste, der Kühnste, der wackre Volei;  
Er meint', und sprang in die Blut hinein,  
Der Stallknecht möchte zu retten noch sein.

Den Frix begrub der lodernde Graus,  
Selbst kam er mit brennenden Kleidern heraus,  
Und wie darauf er ins Wasser sprang,  
Ward er gelähmt auf sein Leben lang.

Sein Aug ist wunderbarlich hell,  
Den Kindern und Reinen ein freudiger Quell;  
Doch nimmer den scharfen Lichtblick erträgt,  
Wer selbst im Busen Mächtliches hegt.

Volei war jüngst im Haus allein,  
Es trat ein fremdes Weib zu ihm ein,  
Ein Fäßlein Branntwein trug sie daher,  
Den bot sie feil und rühmte ihn sehr.

„Es steht nach Branntwein nicht mein Sinn,  
Geh du mit Gott nur wieder hin.“  
Sie ließ sich nicht abweisen und trat  
Zudringlich näher und trotzte und bat.

Er sah sie an verwundert schier:  
„Geh du mit Gott! was suchst du hier?“  
Sie machte frech der Worte noch viel,  
Bis scharf sein Blick ihr ins Auge fiel.

Dem wollte sie nicht noch weichen sogleich,  
Und wurde doch stumm und wurde doch bleich;  
Da schrie sie auf: „Was siehst du mich an?  
Was willst du? was hab ich Böses getan?“

Er aber lag auf dem Lager dort,  
Sah bloß sie an und sprach kein Wort,  
Und zitternd stand sie gefesselt und schien  
Unmächtig, sich dem Blick zu entziehn.

„Was willst du von mir, Entsetzlicher, sprich!  
Laß ab von mir, was peinigt du mich?  
Ich bin nicht schuldig: was hältst du Gericht?  
Wend ab dein Auge, halte mich nicht!“

Er aber lag auf dem Lager dort,  
Sah scharf sie an und sprach kein Wort.  
Und heftiger immer erzitterte sie  
Und rang, sich loszureißen, und schrie:

„Wend ab dein Auge! was hast du erdacht?  
Was hältst du mich fest? wer gibt dir die Macht?  
Was dringt dein Blick mit dem blutigen Schein  
Des lodernden Brandes so auf mich ein?!

Wer redet vom Brande? was geht der mich an?  
Wie darfst du sagen: Ich hab es getan?!

Ich sage: Nein! was Keiner weiß,  
Das macht mich nicht bang und macht mich nicht heiß.“

Er aber lag auf dem Lager dort,  
Sah schärfer sie an und sprach kein Wort.  
Sie rang, wie ihrer selbst nicht bewußt,  
Da erscholl ein Schrei aus zerrissener Brust:

„Du weißt es schon, daß ich es war!  
Nun ja! nun ja! es ist doch wahr!  
Der böse Feind hat mich versucht,  
Die Liebe, was weiß ich? die Eifersucht!“

Das weißt du, Frix, der die Eh mir versprach,  
Ging jetzt der Anne Marie doch nach;  
Ich hatt's ihm gesagt, und — als er schlief —  
Das Messer war scharf, der Schnitt war tief. —

Er zappelte noch und röchelte bang;  
Das Blut, das rann die Dielen entlang;  
Er hatte des Blutes entsetzlich viel!  
Es trieb der Böse damit sein Spiel.

Ja, wenn die Flamme das Blut nur leckt  
Mit roter Zunge, so wird es verdeckt.  
Und unten im Stalle war willig das Stroh,  
Auf einmal flackert' es lichterloh!“

Sie sprach's und stöhnte, und raffte sich auf  
Und war verschwunden in schnellem Lauf.  
Er sah ihr nach erschrocken saß,  
Bis er zum Beten sich stille gesaß.



**Das Rapsausreiten.** (Illustration S. 453.) Der Raps (den man in Süddeutschland Keps, anderwärts auch Kohlsaar nennt) dient bekanntlich dem Zweck, daß man aus seinen Samenkörnern Öl preßt, während mit dem Stroh und den Hülsen der Schoten die Schafe und das Rindvieh gefüttert werden. Die Samenkörner fallen sehr leicht von der Hülse ab; deshalb scheut man sich auch, den Raps zum Ausdrehen nach der Scheune zu transportieren. Maschinen und Dreschflügel wendet man auch nicht gerne zu der Prozedur des Rapsdrehens an, denn die zarten Samenrüben können die Wucht des Flügels und der Maschinen nicht leicht vertragen. Während nun in manchen Gegenden der Raps einfach ausgetreten wird, verfolgt man in anderen die Gewohnheit, ihn auszureiten zu lassen. Die Gebinde des gemähnten Rapses werden geschickt geschichtet, damit die Hufe der Pferde die zarten Samenkörner nicht zu hart treffen und jeder Knecht, der zum Rapsausreiten „Kommandirt“ ist, führt noch ein Handpferd mit sich, damit die Arbeit schneller geht.

Unser Bild zeigt uns die lustige Rapskavallerie in voller Tätigkeit. Die Knechte, die das ganze Jahr in harter Arbeit und Anstrengung zubringen müssen, freuen sich auf diese kleine Abwechslung, bei der sie sich nach Herzenslust tummeln können. Der Gutsbesitzer sieht ihnen lachend zu; er scheint seinen Leuten die kleine Freude nicht zu mißgönnen. Wenn er nur auch sonst sich human benimmt; was leider so wenig der Fall ist, denn die Knechte werden gewöhnlich ihrem Namen entsprechend behandelt. Heute sitzen sie stolz und stattlich zu Hof und mancher glaubt, damit den in der Nähe beschäftigten stattlichen Mägden zu imponieren, die gerne den Rechen bei Seite legen und zusehen würden, die runden Arme in die Hüften gestemmt. Allein der Gutsherr ist da, und da dürfen sie die Arbeit nicht unterbrechen; höchstens blicken sie flüchtig einmal hinüber nach den lustigen Reitern. Das Versäumte wird aber nachgeholt, denn Abends am Brunnen oder unter der Linde oder auch in der Spinnstube werden die Rapskavalleristen die Anerkennung für ihre Reittüfte schon einheimen. Und wie das geschieht, das brauchen andere Leute ebenso wenig zu wissen als der „Alte“, nämlich der Gutsherr. Bl.

**Auch eine vom schönen Geschlecht.** (Siehe Illustration S. 461.) Sie ist jetzt sechs Jahre alt, die kleine Krao, welche unser Bild präsentiert. Man muß es schon sagen, daß die eigentümliche Figur ein kleines Mädchen vorstellen soll, damit der geeignete Leser nicht zu anderen Vorstellungen kommt. Krao ist in einem Walde auf der Insel Borneo aufgefunden worden und zwar befand sie sich damals in Gesellschaft ihrer Eltern. Die letzteren aber sind nicht mit ihrem Kinde nach Europa gekommen — Krao befindet sich nämlich in London, wo sie für Geld gezeigt wird — sondern der Erzeuger des merkwürdigen Geschöpfes, ein Eingeborener von Borneo, starb auf der Ueberfahrt nach Ostindien, während die Mama im Lande blieb, wo sie sich noch befindet. Das Merkwürdige an der kleinen Krao ist nur, daß sie vom Scheitel bis zur Zehe mit einem weichen seidenartigen Haarwuchs bedeckt ist, eine Erscheinung, die zwar nicht ganz neu ist, die aber selten gerade in dieser Art sich gezeigt hat.

Nun darf man sich jedoch nicht verführen lassen, in der kleinen Krao das berühmte fehlende Bindeglied in der Reihe der Entwicklung vom Affen zum Menschen zu suchen, wenn schon das Äußere der kleinen Dame dazu anreizt. Sie ist im Gegenteil ein mit den menschlichen Anlagen gar nicht so stiefmütterlich ausgestattetes Wesen, und, wie es scheint, in einem Anfall von humoristischer Laune hat ihr die verschwenderische Mutter Natur das merkwürdige Haargebiet mitgegeben. Es sind ja auch schon andere Leute mit Hilfe ihrer Haare berühmt geworden, vom starken Simson, dem Philisterlöter, und vom unglücklichen Königssohn Absalon bis zum König Harald Haarfagar, der schönen Agnes Bernauerin und dem armen, in Bologna eingesperrten Hohenstaufen Enzo; warum soll nicht einmal eine kleine Schönheit aus Borneo durch ihren Haarwuchs eine Berühmtheit werden? Es ist also hier kein Mitglied einer besonderen Art von Zweifelhändern vorhanden, sondern wir stehen vor einer Anomalie, vor einem Ausnahmefall. Die Gelehrten, welche sich mit der kleinen Krao schon viel beschäftigt haben, sind darüber einig geworden, allerdings nicht ohne einigen Austausch von gegensätzlichen Meinungen.

Die Natur liefert uns immer ganz interessante Gestaltungen, und ungewisshaft gehört die kleine Krao zu den allerinteressantesten. Ob sie auch zu den schönen Gebilden gehört, ist eine Frage des Geschmacks. Wir sind leichtfertig genug, es nicht für zweckmäßig zu halten, daß wir uns in diese Frage vertiefen; was wir aber in dieser Beziehung sündigen, wird gut gemacht durch gewissenhafte Leute. So hat sich z. B. ein Herr Harry Kaulitz, der sich als „korrespondirendes Mitglied der Institution Ethnographique“ bezeichnet, mit vieler Gründlichkeit in diese Frage vertieft und hat an der kleinen Krao eine Menge von Reizen entdeckt, die den Augen gewöhnlicher Sterblicher verborgen geblieben sind. Namentlich auf den Mund des holden Kindes hat es das geehrte Mitglied (? Red.) jener gelehrten (? Red.) Gesellschaft abgesehen, den es „schön gerundet“ mit „schwimmenden Lippen“ findet und der „ganz reizend lächeln“ kann. In einem Briefe an ein deutsches Blatt hat der genannte Kraophile sich in dieser Weise ausgedrückt und hinzugefügt, daß der Kopf Kraos sich „fast ideal“ über dem allerdings, auch nach der Meinung des Bewunderers, etwas affenartigen Körper erhebe. Nun, wer wollte so grausam sein und Leute vom Geschmack dieses

Herrn Kaulitz in der Bewunderung der interessanten kleinen Dame stören! Wünschen wir ihnen von Herzen, daß sie mit der Zeit immer noch mehr Reize an dem kleinen Engel entdecken mögen! Nur, fürchten wir, kann die Sache gefährlich werden, wenn die schöne Krao aus Gründen der Nützlichkeit im allgemeinen und der Schamhaftigkeit im besonderen genötigt werden wird, ihre Hüften mit Gewändern zu bedecken. Und das kann nicht ausbleiben; dann kann der bezaubernde Eindruck, den der „fast ideale“ Kopf auf sie übt, nicht mehr durch die „affenartige Gestalt“ gestört werden und — wer weiß, wer weiß! Wenn Natur und Kunst sich in der Aufgabe vereinigen, den menschlichen Geschmack zu befriedigen, so haben sie ihr Ziel erreicht, indem sie für den Geschmack des Einen die herrlichen Körperformen der meereschaumgeborenen Aphrodite, für den des Anderen die süßlächelnden Lippen Kraos geschaffen. Der Bescheidnere ist in diesem Falle immer der Glücklichere; seine Ansprüche werden leichter befriedigt.

Für uns gewöhnliche Alltagsmenschen, die sich noch nicht zu der Höhe der Anschauungen solcher Krao-Aesthetiker emporgerungen haben, besteht eben auch die Tradition, daß wir lieber in den Formen der Aphrodite einen Gipselpunkt der Darstellbarkeit des Geistigen im Wirklichen, wie Ludwig Feuerbach das Schöne bezeichnet, finden, und wir sind so nüchtern, in Krao einen einfachen Fall von überreichlicher Behaarung (Hypertrichose) zu sehen. Bl.

**Mudies Circulatin Library (Mudies Leihbibliothek).** Wenn wir Deutsche das Wort Leihbibliothek hören, dann denken wir unwillkürlich an Bücher mit fertigen Einbänden und zerlesenen Blättern, welche die Spuren zahlreicher Finger, sowie der den Besitzern dieser Finger eigenen Lebensgewohnheiten zur Schau tragen. Und ein mehr oder weniger uneleganter Raum taucht vor unseren Blicken auf, welcher das, von einem mehr oder weniger uneleganten Individuum männlichen oder weiblichen Geschlechts bewachte Heim dieser problematischen Bücherschätze bildet.

Diese Vorstellungen treffen bei der Mudie'schen Leihbibliothek allerdings nicht zu. Sie ist — doch lassen wir die Geschäftsanzeige sprechen, welche wir in den vor uns liegenden englischen Blättern finden. Dieselbe lautet in möglichst wörtlicher Uebersetzung:

### Mudies auserlesene Leihbibliothek.

30 bis 34 New-Orfordstreet London.

Zweiggeschäfte in London: 281 Regentstreet und 2 Kingstreet Cheapside.

#### Neue und auserlesene Bücher.

Beinahe 200.000 Bände der besten Bücher der gegenwärtigen und der vergangenen Saisons virtuell gegenwärtig in Mudies auserlesener Leihbibliothek. Die ganze Sammlung umfaßt mehr als eine Million der innerhalb der letzten 40 Jahre in England veröffentlichten besten Werke der besten Autoren von jeder Meinungsrichtung und über alle Gegenstände von allgemeinem Interesse. Für frische Exemplare aller vielverlangten Werke wird in der liberalsten Weise gesorgt, und von allen bedeutenden Büchern, die in den Buchhandel kommen, werden gleich beim Erscheinen große Vorräte (ample supplies) angeschafft.

#### Jährliches Abonnement 1 Guinea (21 Mark) und mehr je nach der Zahl der gewünschten Bände.

#### Bedingungen für Bücherclubs und literarische Vereine (Literary Institutions).

Fünfzehn Bände auf einmal der neuesten Werke 5 Guineen (105 Mk.) das Jahr; und für je drei Bände mehr 1 Guinea.

Oder:

Fünf und zwanzig Bände auf einmal von älteren Werken 5 Guineen das Jahr; und für je fünf Bände mehr 1 Guinea.

Prospecte werden auf Verlangen franco übersandt.

#### Billige und seltene Bücher.

Siehe Mudies Verkaufskatalog. Neue Ausgabe jetzt fertig.

Die neue Ausgabe von Mudies Verkaufskatalog enthält beinahe tausend neuerer und neuester Werke aus allen Gebieten der Literatur.

#### Die Londoner Buchgesellschaft. Notiz!

Die Boten der Mudie'schen Bibliothek bringen allen Londoner Abonnenten, wo dieselben auch wohnen mögen, die Bücher ins Haus und holen sie wieder ab, nach einem Plan, welcher seit vielen Jahren die allgemeine Zufriedenheit gewährt hat. Abonnement 2 Guineen (42 Mark) das Jahr.

Alle Bücher der Mudie'schen auserlesenen Leihbibliothek können von allen Abonnenten auch erlangt werden in

Mudies Leihbibliothek, Carlton Arcade, Manchester und, auf Bestellung, bei allen mit der Leihbibliothek in Verbindung stehenden Buchhändlern.

#### Mudies auserlesene Leihbibliothek

(Handelsgesellschaft mit beschränkter Haftbarkeit).

30 - 34 New-Orfordstreet.

Zweiggeschäfte in London: 281 Regentstreet und 2 Kingstreet, Cheapside.

Dies die Geschäftsannonce, wie sie in den englischen Blättern sich findet — groß und breit gedruckt, sehr viel Raum einnehmend, wie das dem mächtigen Umfang des Geschäfts entspricht.

Man denke: eine Leihbibliothek mit mehr als einer million Bände in fünf nebeneinanderstehenden Häusern der prachtvollen New-Orfordstreet! Aus der Annonce, welche einen ziemlichen Einblick in Wesen und Betrieb dieser Rieseneleihbibliothek gewährt, ersieht man, daß hier Leihbibliothek mit antiquarischer Buchhandlung verbunden ist. Von jedem neuererscheinenden Werk werden soviel Exemplare angeschafft, als das Lesepublikum voraussichtlich begehren wird: Duzende, Hunderte, Tausende, Behtausend — keine Uebertreibung! Ist nun die erste Les-



wut gestillt und die Nachfrage geringer, so wird die entbehrliche Anzahl von Exemplaren antiquarisch verkauft. Auf diese Weise kann man die besten Werke, wenige Monate nach ihrem Erscheinen, in wohlgehaltenen Exemplaren billig zu kaufen bekommen. Wohl gemerkt: in wohlgehaltenen Exemplaren billig zu kaufen bekommen. Weil die Geschäftsleiter dafür sorgen, daß stets eine für die Nachfrage genügende Anzahl von Exemplaren eines jeden Werkes vorhanden ist, gehen die Bücher nicht durch so viel Hände, als die Bücher unserer Leihbibliotheken und werden folglich nicht zerlesen.

Im höchsten Grade praktisch ist der Unterschied im Abonnementspreis für ganz neue und für ältere (d. h. nicht mehr funktelnagelneue) Werke.

Die Rudische Leihbibliothek verschiebt ihre Bücher durch das ganze „Bereinigte Königreich“, und durch die manchester Fiskale und zweckmäßige Kontrakte mit zahlreichen Buchhandlungen ist es möglich gemacht, daß die Provinzialabonnenten, und befanden sie sich auch in den abgelegensten Teilen des Landes, ihre Bücher ebenso billig beziehen wie die londoner Abonnenten, für welche letztere noch eine besondere Buchgesellschaft eingerichtet ist.

In Deutschland klagen Verleger und Schriftsteller darüber, daß die Leihbibliotheken dem Büchermarkt schaden. Und unabweisbar ist das auch der Fall. Die ungeheure Mehrzahl der Leser denkt nicht ans kaufen; und die Leihbibliothekare, welche auf diese Abneigung gegen das Büchertausen spekulieren, schaffen selbst von den begehrtesten Werken nur wenige Exemplare an, denn sie wissen ja doch, daß die Abonnenten geduldig warten, bis die Reihe des Lesens an sie kommt.

Anders die Rudische Leihbibliothek. Sie schafft von vornherein so viel Exemplare an, als voraussichtlich begehrt werden, so daß die Abonnenten nicht zu warten brauchen, und auch Verleger und Schriftsteller nicht zu kurz kommen. Von den hernach zu halbem Preis und billiger verkauften Werken kann sich dann ein jeder leicht eine Privatbibliothek anlegen.

Noch eine Gewohnheit — man könnte sie fast eine Einrichtung nennen — gibt es in Deutschland, welche die Verzweigung der Verleger und Schriftsteller ist: wir meinen das Ausgeben der neuen Bücher zur sogenannten „Ansicht“. Man erhält — mitunter gegen eine kleine Vergütung, meist aber umsonst — von seinem Buchhändler die neueren Erscheinungen ins Haus geschickt, blättert und liest dieselben durch, schneidet die blos gehefteten Bücher und Broschüren dabei ungenirt an der Seite auf, und schickt, nachdem die Neu- und Witzbegierde ausreichend befriedigt ist, alles oder beinahe alles, wieder an den Buchhändler zurück. So kommt es, daß von neuen Werken gleich nach dem Erscheinen oft Massen von Exemplaren begehrt und gelesen werden, von denen hintennach der größte oder doch ein großer Teil die böse Krebswanderung anzutreten hat — diesen Schreden der Verleger und Schriftsteller.

In England denkt kein Buchhändler daran, Bücher blos zur Ansicht auszugeben. Es wird nichts abgegeben, was nicht gekauft wird. Und da die Zahl der Käufer von neuen Büchern auch in England eine beschränkte ist, so hat die Rudische Leihbibliothek sich als Vermittlerin zwischen dem Publikum und den Verlagsbuchhändler gestellt, kauft die Bücher für das Publikum, läßt sie gegen eine Vergütung, bei der sie ihren Vorteil findet und die für das Publikum nicht belastend ist, vom Publikum lesen und verkauft sie dann zu einem Preis, der auch Wenigbemittelten den Ankauf ermöglicht.

So haben alle Teile ihren Vorteil: Verleger, Buchhändler, Schriftsteller, Publikum und — Leihbibliothek. Denn um der schönen Augen des Publikums willen wird das Rudische Geschäft nicht geführt. Indes das tut der Nützlichkeit und Gemeinnützigkeit keinen Abbruch.

Und wir fragen zum Schluß: Ließe sich denn in Deutschland nichts Aehnliches einrichten?\*)

Lb.

**Das Tuchmacherhandwerk in der Oberlausitz.** In allen oberlausitzischen Städten bildeten die Tuchmacher der Zeit sowohl als dem Range nach die erste Kunst oder Zunft. Dem Beispiel der größeren Städte folgten die kleinen Landstädte, und so blühte denn schon im vierzehnten Jahrhundert überall dieses erste zünftige Handwerk des Landes. In Bittau allein betrug 1367 die Anzahl der „Meister und Knappen“ über sechshundert. Der Export von Bittau ging wesentlich nach Böhmen, der von Görlitz und den benachbarten Landstädten nach Schlesien, Polen, Ungarn und der Türkei. Die Wolle ward meist nach den Wollmärkten zu Kamenz, Bautzen, Görlitz eingekauft, der zum auf den Wollmärkten zu Kamenz, Bautzen, Görlitz (satis tinctoria) von thüringischen Händlern bezogen, die ihn auf der uralten Handelsstraße durch Meissen und die Oberlausitz weiter bis Schlesien zu führen pflegten. Seit sich im Jahre 1839 die Stadt Görlitz von König Johann von Böhmen das Privilegium der ausschließlichen Waidniederlage ausgeübt hatte, wurde diese Stadt der Mittelpunkt für den oberlausitzischen Tuchhandel. Infolge dieses Privilegiums mußten alle Waidhändler, welche mit ihrer Waare die Oberlausitz berührten, zuerst bis Görlitz fahren, dort dieselbe abladen, von den dasigen Tuchmachern schätzen, d. h. den Preis dafür festsetzen lassen und sie Johann mindestens vier Wochen lang zum Verkauf ausstellen. Wegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde von den Herzögen von Sachsen zu Großenhain eine ebensolche Waidniederlage errichtet, welche nun derjenigen zu Görlitz

großen Abbruch tat. — Die Tuchmacher gelangten auch in den städtischen Verwaltungen zu großem Einfluß; oft gingen den Wahlen in den oberlausitzischen Städten harte Kämpfe zwischen den Patriziern und Plebejern voraus, die nicht selten blutig endeten und je nach ihrem Ausgang die Zusammensetzung des Rates in den einzelnen Städten verschiedenartig gestalteten.

Dr. M. S.

### Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

**Kleine pädagogische Rezereien.** Bitte, lieber Papa, gib mir doch zehn Pfennige, ich brauche ein neues Schreibebuch! — Wie oft ergeht wohl im Laufe eines Monats diese Bitte an einen Vater, der mehrere Kinder in der Volksschule hat? Ein paarmal habe ich darauf erwidert: Mein guter Junge, das Papier in deinen Schreibbüchern ist herzlich schlecht, es ist dünn, durchscheinend und blau; ich habe aber in meinem Schreibtische ein großes Padet schönes weißes und starkes Schreibepapier liegen; auch graues und blaues habe ich zu Umschlägen; ich will dir davon geben, so viel du brauchst, nimm Nadel und Zwirn und hefte dir selbst ein neues Schreibebuch. Da heißt es aber jedesmal: Ach, bitte nein, Papa, das dürfen wir nicht, wir müssen alle ganz egale Schreibebücher haben, mit blauen Linien, zwölf Zeilen auf der Seite; bei Mitscherlich im Eckladen an der Schulstraße bekommt man sie akkurat so, wie wir sie brauchen, die ganze Klasse kauft bei Mitscherlich, ich gehe vorbei, wenn ich in die Schule muß, bitte, gib mir die zehn Pfennige! (Zur Erläuterung bemerke ich, daß Herr Mitscherlich in der Tat an der Ecke der Schulstraße einen Laden hat, an dessen Schaufenster eine Papptafel hängt mit der Aufschrift: „Schreibutensilien“ — ein Wort, das für die vorbeigehende Schulfugend einen um so größeren Zauber hat, je weniger sie sich darunter denken können; meine kleine, die gern über die Bedeutung der Wörter grübelt, fragte mich neulich, ob Utensilien wohl mit Peterfilie zusammenhinge.)

Zwei Tage später hat wieder einer sein Rechenbuch ausgefressen, den dritten Tag sein „Diarium“, und den vierten quälte sie wieder um ein paar Pfennige, um bei Mitscherlich Stahlfedern zu kaufen. Zwar habe ich auch davon mindestens noch dreiviertel Groß im Schreibtische liegen, eine weiche, leicht ansprenkende Feder mit breitem Schnabel. Aber die Jungen verschmähen sie stets mit angsterfülltem Gesicht, wenn ich ihnen eine ausreden will: Ach, bitte nein, Papa, wir dürfen nur mit der Alfredfeder F schreiben, die ganze Klasse schreibt damit, Herr Bretschneider zant, wenn einer eine andere Feder hat. (Zur Erläuterung bemerke ich wieder, daß die Alfredfeder F ein abscheulich hartes und spitzes Instrument ist, mit dem ich nicht imstande wäre, eine Zeile zu schreiben.)

Ich bin ein harmloser Familienvater und kann mich an pädagogischer Einsicht natürlich nicht entfernt mit den wadern jungen Männern messen, die drei Jahre lang das Seminar besucht haben. Alles, was ich tun kann, um meine pädagogische Einsicht zu erhöhen, ist das, daß ich gewissenhaft alle die Artikel lese, in denen in der Tagespresse heutzutage Schulfragen erörtert werden, vor allem die Berichte über Versammlungen und Vorträge, welche im Lehrerverein, im Pädagogischen Verein und in der Pädagogischen Gesellschaft unserer Stadt gehalten worden sind. Leider habe ich dabei über die Schreibebücher- und Stahlfederfrage, die mir ganz besonders am Herzen liegt, nie etwas erfahren können, bin also zur Zeit noch darauf angewiesen, mir meine eignen Gedanken darüber zu machen. Und da denke ich denn so. Es ist doch seltsam, daß die Schule, die jetzt so viel davon redet, wie notwendig es sei, die „Individualität“ der Kinder, soweit sie eine gute Individualität ist, sich ungestört entwickeln zu lassen, doch in Dingen, in denen diese Individualität sich zeigen und aufs unschuldigste sich ausdrücken könnte, in überflüssiger Weise uniformirt und schablonisirt; es ist ferner doch seltsam, daß die Schule, die ihre Pöglinge auf der einen Seite durch die epochemachende Errungenschaft der „Schulspartassen“ zum Sparen anleiten möchte, sie auf der andern Seite geradezu zur Verschwendung nötigt; es ist doch seltsam, daß eine Zeit, die es für nötig hält, durch besonders „Handfertigkeitunterricht“ — ein herrliches Wort, mindestens ebenso schön wie „Kleinkinderbewahranstalt!“ — für die Ausbildung praktischen Geschickes bei der Jugend zu sorgen, doch die Gelegenheit unbenutzt läßt, welche die Schule ganz von selbst zur Betätigung der gewünschten Handfertigkeit bietet.

Als ich in die Schule ging, fiel es keinem Menschen ein, fertige Schreibebücher zu kaufen: geheftet, beschnitten, liniert, mit einem roten Löffblatt und mit einem weißen Schildchen auf dem Umschlag versehen, und der Umschlag nochmals in ein graues Papier eingeschlagen. Alles dies machte sich vor dreißig Jahren ein richtiger Junge selber zurecht und hatte dabei mannigfache Gelegenheit, Handfertigkeit zu entwickeln und sich anzueignen. Ich denke noch mit Vergnügen daran, wie wir durch Ausschneiden zierlich geränderter Buchschilde einander zu überbieten suchten. Heute stehen die Kinder dabei und staunen den Vater wie einen Tausendfüßler an, wenn er ein Buch heftet, ein Briefcouvert bricht und schneidet, ein gedrucktes Buch zur Schonung des Einbandes mit einem kunstgerechten Papierumschlag verzieht. Solche Dinge haben wir in früherer Zeit in der Schule gelernt; das war unser „Handfertigkeitunterricht“.

Wir waren aber dabei früher auch sparsamer als die heutige Jugend, die ihre Hefte mit unglaublicher Geschwindigkeit vollschreibt. Durch übermäßig breiten Rand und weitabstehende Zeilen in den Schreibe-

\*) Wenn wir nicht irren, besteht in Berlin ein ähnliches Geschäft. Näheres darüber gegebenen Falls in einer folgenden Nummer. Red.



büchern, in den Rechenbüchern durch die Einrichtung, daß jedes einzelne Zahlzeichen in ein besonderes Kästchen gesetzt wird und infolge dessen auf einer Quartseite zwei solcher Divisionsexempel plazfinden, deren wir früher mindestens acht auf die Seite schrieben, wird erreicht, daß die Besuche bei Mitscherlich das ganze Jahr über nicht abreißen. Zum Ueberflus hat der brave Herr Mitscherlich noch ein Mittel, durch das er eine ganz besondere Anziehungskraft auf die Kinder ausübt. Er hat unter seiner Ladentafel eine Pappschachtel stehen, worin allerhand Ausschus von jenem nichtsnutzigen kleinen Plunder liegt, der in Gestalt von bunten und in Relief gepreßten Blumensträußchen, Vögeln, Männchen, Häuschen u. s. w. jetzt die Schaufenster aller Papier- und Schreibwaarentröbler füllt. So oft sich nun ein Junge ein neues Schreibheft oder ein paar neue Alfredebern holt, greift Herr Mitscherlich in besagte Schachtel und gibt ihm einen Papagei oder einen Ulanen oder ein Schweizerhäuschen zu, und das ist für den Jungen natürlich der Glanzpunkt bei dem ganzen Geschäft. Um dieses Bildchens willen kann er nicht erwarten, bis er in seinem Heft wieder auf der letzten Seite angelangt ist.

Noch schlimmer aber als die Bequemlichkeit und die Verschwendung, zu der die Jugend durch diesen Trödel mit „Schreibutensilien“ gewöhnt wird, ist der Umstand, daß die Schule selbst die Kinder hierzu nicht bloß anleitet, sondern geradezu nötigt, indem sie sie alle über einen Kamm scheert. Es ist mir unbegreiflich, wie man vierzig verschiedene Kinderhände dazu zwingen kann, mit ein und derselben Feder, und noch dazu mit einem solchen Marterinstrument, zu schreiben! Jeder Erwachsene sucht sich doch die Feder aus, die ihm bequem ist, und hier verdirbt man von vorher ein bildungsfähige Hand durch ein hartes, kriechendes Instrument — vermutlich nur unsrer heutigen, nach meinem Geschmack völlig charakterlosen Schulkalligraphie zuliebe, die sich in ihrer glatten, kraftlosen Eleganz gegen den alten markigen Kanzleiduktus ausnimmt, wie ein geiziger Zierengel gegen einen einfachen, tüchtigen Mann. Es ist mir ferner unbegreiflich, wie man vierzig Kindern der verschiedensten Art und Anlage zumuten kann, genau dasselbe Schreibheft mit zur Schule zu bringen, und sich so selbst des einfachsten Mittels begeben, die Verschiedenheit der Kinder und die Verschiedenheit des häuslichen Einflusses kennen zu lernen. Wenn ich Schulmeister wäre, so würde ich anordnen, daß kein in der Papierhandlung fertig gekauftes Schreibheft in der Schule gebraucht werden dürfe. Ich würde die Kinder unbedingt dazu anleiten, sich ihre Hefte selber anzufertigen und für den Gebrauch vorzubereiten. Es würde dabei vielleicht der kleine Uebelstand entstehen, daß das Heft des einen Jungen um einen Viertelzoll größer als das des andern ausfallen würde — für manchen Schulmeister, der zu Ostern zu den öffentlichen Prüfungen die Hefte seiner Jungen womöglich vom Buchbinder einbinden und mit goldbedruckten Schildern versehen läßt, freilich eine schwere Herzkränkung — aber ich würde gleich am ersten Hefte sehen, in welchem Hause Ordnung und Schönheits Sinn herrscht und in welchem nicht, welcher Junge sich geschickt anstellt und welcher nicht, wer zur Sorgfalt und Sauberkeit ergogen ist und wer nicht.

Du lachst, lieber Leser, über den Ernst, mit dem ich solche Kleinigkeiten behandle? Du hast gut lachen. Wer, wie ich, sechs Kinder gleichzeitig zur Schule schickt, für den ist dieses Thema durchaus keine Kleinigkeit. Ich werde natürlich nach Ostern geduldig wieder meinen Beutel ziehen und Groschen über Groschen zu Herrn Mitscherlich schicken. Aber lieb wäre mirs doch, wenn mich ein kundiger Mann einmal darüber aufklärte, daß ich in dieser Frage im Irrtum sei. (Grenzboten.)

**Die Wichtigkeit des Wassers als diätetisches Mittel.** Wenige Personen vermögen die Tatsache gehörig zu würdigen, daß, nach den besten Schätzungen, Wasser im normalen menschlichen Körper beiläufig siebenzig Prozent des ganzen Gewichts desselben bildet. Dieses Wasser wird aber demselben hauptsächlich von außen zugeführt. Es wird nicht allein den verschiedenen Getränken entnommen, sondern bildet auch einen reichlichen Bestandteil der verschiedenen Nahrungsmittel. Wasser ist ausnahmslos in allen Geweben und Flüssigkeiten des Körpers zugegen. Es ist reichlich im Blut und allen anderen Absonderungen vorhanden, wo es entbehrlich ist, um ihnen die zur Vollziehung ihrer Funktionen notwendige Flüssigkeit zu geben. Wasser bildet auch einen Anteil der festen Bestandteile, der Muskeln, Sehnen, Knorpel, Knochen, Zähne, der Drüsen, der Haut zc. Deshalb, wenn das Wasser der Haut, der Muskeln zc. verflüchtigt ist, so werden sie gelb, schrumpfen ein und werden untüchtig zur Vollziehung ihrer Funktionen.

Wasser nimmt an allen Lebensstätigkeiten des Körpers, hauptsächlich durch seine physikalischen Eigenschaften, Anteil. Es ist das allge-

meine Lösungsmittel für alle Bestandteile der tierischen Flüssigkeiten, indem es sie entweder durch seine direkte auflösende Kraft, oder mit Hilfe anderer Bestandteile, welche ebenfalls löslich sind, in Lösung erhält. Auf diese Weise setzt es die nährenden Stoffe der Nahrungsstoffe in den Stand, ihren Weg in den Kreislauf zu finden und die Substanz der festen Organe zu durchdringen. Es vermittelt ferner auch die Erscheinungen der Aufsaugung und Ausscheidung, sowie alle jene Funktionen, welche mit der Ernährung des tierischen Organismus verknüpft sind.

Der Hauptbestandteil des eingenommenen Wassers geht nicht einfach durch den Darmkanal, sondern wird von den Schleimhäuten aufgenommen und tritt in den Kreislauf über. Wenn es dann zuletzt im Harn und Stuhl, in den Ausdünstungen der Haut und der Lunge abgefordert wird, so führt es allerlei Ausscheidungen und verbrauchte Stoffe mit sich, welche außerdem dem Organismus schädlich werden könnten.

Bei Erwägung dieser Tatsachen läßt sich leicht begreifen, daß die ungenügende Darreichung von Wasser allerlei, wenn auch anfangs oft unmerkliche Funktionsstörungen im Körper hervorrufen kann, wie Stuhlstopfung, roten Urin, trodene und gelbe Haut, kalte Füße zc. Wo das notwendige Maas von Flüssigkeit fehlt, gehen alle Berrichtungen des Körpers langsamer und schwieriger von statten. Manche Beschwerden von Unverdaulichkeit sind dem Mangel an Wasser zuzuschreiben. Manche Fälle von Verstopfung könnten geheilt werden, wenn man Morgens nüchtern und zwischen den Mahlzeiten ein Glas Wasser nehmen wollte. Manche Fälle von Reizung der Harnwege könnten erleichtert werden, wenn man den Urin flüssiger und dadurch zugleich milder machte. Manche Fälle von Kopfschmerz könnten durch Vermehrung der Flüssigkeit des Blutes gebessert, mancher Fall von Herzklopfen gemildert werden. Manche Fälle von Rückenreizung und Nervenschwäche sind einem Mangel der Qualität und Quantität des Blutes zuzuschreiben, das ca. 80 Prozent Wasser enthält. Magere, trodene Personen sollten ganz besonders auf diese Verhältnisse Rücksicht nehmen.

Ich verordne gewöhnlich  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  Liter frisches Wasser, das viermal des Tages zu nehmen ist, nämlich: 1) früh nüchtern; 2) um 10 Uhr; 3) um 4 Uhr Nachmittags und 4) vor dem Niederlegen. Wenn die Eingeweide zur Verstopfung neigen, so lasse ich dem ersten Glase früh eine Prise Kochsalz zusetzen, bis die anderen Veränderungen in der Diät das Salz überflüssig machen.

Ich verbiete kaltes Wasser während der Mahlzeiten zu nehmen aus dem einfachen Grunde, weil zu dieser Zeit der Magen in seiner größten Tätigkeit ist, und Kälte die Temperatur desselben herabsetzt, die Verdauung verlangsamt und zur Erzeugung von Gasen Veranlassung gibt. Warme Flüssigkeiten erleichtern die Auflösung der Speisen und beschleunigen deren Assimilation. Bei veralteter Verdauungsschwäche, wo die Speisen stundenlang im Magen liegen bleiben, habe ich gefunden, daß ein Glas gutes warmes Wasser, eine Stunde nach dem Essen getrunken, den Magen wieder stimuliert und ihn in den Stand setzt, seine Arbeit zu vollenden. Es führt auch die Speisen tiefer hinunter in den Darmkanal und erleichtert so den Magen, indem es einen Teil seiner Tätigkeit auf den Darm abwälzt. (Zundgrube.)

### Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 17:

Selbst der Löwe muß sich vor der Mücke wehren.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von J. Zadek. (Fort.) — Galerie schöner Frauentöpfe: Silberhäubchen. — Ein Meerwunder. Von J. Stern. — Konservierungsmethoden der Lebensmittel. Von Dr. Hermann Kräfer in Leipzig. (Aus: „Die Natur“.) — Frühlinggruß. Gedicht von Hans Ekdard. (Mit Illustration.) — Im Fegefeuer. Humoristische Erzählung von B. Rudolf. (Fortsetzung.) — Welthandel und nationale Produktion. Von Bruno Geiser. (Fortsetzung.) — Poetische Lehrenlese: Das Auge. Von A. v. Chamisso. — Das Rapsausreiten. (Mit Illust.) — Auch eine vom schönen Geschlecht. (Mit Illust.) — Mudies auserlesene Leihbibliothek. — Das Tuchmacherhandwerk in der Oberlausitz. — Aus allen Winkeln der Zeitschrift: Kleine pädagogische Rezereien. — Die Wichtigkeit des Wassers als diätetisches Mittel. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Mannichfaltiges. — Gemeinnütziges. — Redaktionskorrespondenz.